





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Unhold

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Der Unhold

John Sinclair Nr. 302

von Jason Dark

erschienen am 17.04.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Unhold

Es war die Nacht der langen Messer! Blauschwarz schimmerte der Himmel, blauschwarz war das Wasser, und auch unser Boot besaß eine dunkle Tarnfarbe.

Wenn ich nach oben schaute, sah ich den Mond als helles Loch in der Schwärze über mir. Mandra Korab und Suko ruderten. Wir hatten den Außenborder abgestellt. Niemand sollte hören, daß wir uns auf dem Wasser befanden. Der kühle Wind erzeugte Wellen, die gegen unser Boot anliefen und es wie einen Ball tanzen ließen.

Der Mond kam mir vor wie ein gelbes Auge, das mich höhnisch anzugrinsen schien und mich gleichzeitig vor einer nicht fassbaren Gefahr warnen wollte…

Sie lauerte.
Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß es in dieser Nacht nicht glatt gehen würde. Mein Blick senkte sich und glitt in den nächsten Sekunden über die schwarze Wasserfläche dem Ufer entgegen.
Als ich mich bewegte, knarrte auch das Ölzeug, in das ich mich eingepackt hatte, und Suko fragte: »Willst du nicht endlich weiterrudern, John?«
»Später.«
»Er hat es mal wieder nicht nötig«, mäkelte Mandra Korab, der Inder. Er hockte neben Suko und stach an der Backbordseite das Paddel in die Fluten.
Ich hätte meine Freunde gern unterstützt. In diesen Augenblicken jedoch ließ ich mich von meinen Gefühlen leiten, die sehr stark ausgeprägt waren, denn meine Nerven reagierten wie feinfühlige Sensoren.
Mein Blick glitt nach Osten.
Dort lag das Festland und auch eine Stadt, die einen verdammt schlechten Ruf besaß.
Neapel!
Jetzt, mitten in der Nacht, brannten nur wenige Lichter. Auf den Hügeln, nahe der Stadt, wo die Villen der reichen Neapolitaner lagen, schimmerten sie vereinzelt und sahen aus wie weit entfernte Sterne. Darunter, dem Meer entgegen, ballte sich die Schwärze.
Man hatte uns gesagt, daß es lebensgefährlich wäre sich des Nachts im Golf von Neapel zu bewegen. Aber so etwas waren wir gewohnt. Mit jedem Fall, den wir angingen, setzten wir gewissermaßen unser Leben aufs Spiel.
In der letzten Nacht, die wir ebenfalls auf dem Wasser verbracht hatten, war nicht viel geschehen, und ich hoffte, daß diese Nacht vielleicht einen Erfolg bringen würde.
Ich drehte mich um und griff zum Ruder.
Die Gesichter meiner beiden Freunde schimmerten blaß. Suko und Mandra hatten ihre Körper ebenso in dunkles, wasserdichtes Ölzeug gepackt wie ich.
»Wurde auch Zeit«, maulte der Inspektor.
»Du hättest ja schneller rudern können«, erklärte ich.
»Man nennt das die Anschlagszahl erhöhen«, korrigierte er mich und stach gemeinsam mit Mandra das Ruder ins Wasser.
Ich paßte mich dem Rhythmus der beiden Freunde an, und wir änderten auch unseren Kurs. Nicht mehr nach Osten wollten wir uns bewegen, sondern nach Norden, damit wir an den Rand der Bucht gerieten, denn diese Gegend hatten wir uns noch nicht ansehen können.
So sehr wir bemüht waren, die Ruder leise ins Wasser zu tauchen, so

intensiv schauten wir auch über die düstere Wasserfläche, ob nicht doch irgend etwas zu sehen war.

Mein Gefühl wollte einfach nicht weichen…

In der Brust spürte ich die leichte Beklemmung. Ein Reifen schien sich um meine Lungen gelegt zu haben, denn mir fiel das Atmen schwer.

Da mußte etwas sein. Aber wenn ich zum Ufer schaute, sah ich kein einziges Licht in der Finsternis blinken. Alles verschwamm in dieser tintigen Schwärze, die sich wie ein Zelt über uns gestülpt hatte.

Schatten überall.

Schatten, wohin man schaute…

Schatten?

In meinem Hirn klickte etwas. Da war ein verdammt großer Schatten, der sich vor uns aus dem Wasser hob, und meine Freunde hatten es im selben Augenblick bemerkt.

»John, das kann er…«

Suko sprach nicht mehr weiter, denn die Worte schienen regelrecht in dem grellen Lichtkegel zu explodieren, der uns plötzlich umgab. Aus der Schwärze vor uns stach er hervor, wie ein gewaltiges breites Messer aus gelbem Licht, und in seinem Zentrum, das kegelartig über uns fiel, befand sich das kleine Schlauchboot.

Wir hatten aufgehört zu rudern, duckten uns und rissen die Arme hoch, um unsere Augen vor der Blendung zu schützen. Der Übergang von der Schwärze in die Helligkeit war einfach zu brutal gewesen. So rasch hatten sich die Augen nicht umstellen können.

Eine Stimme hallte über das Wasser und erreichte unsere Ohren.

Sie war durch ein Megaphon verstärkt worden. Leider redete der Sprecher nicht in meiner Heimatsprache, und so fiel es mir schwer, die Worte zu verstehen. Nur einige Brocken bekam ich mit.

Er sprach von einem Widerstand, der zwecklos war, und die nachfolgenden Sätze begriff ich überhaupt nicht. Da wir nicht reagierten, machte man uns auf drastische Weise klar, was man von uns erwartete.

Es wurde geschossen. Schallgedämpft.

Wir hörten die Schüsse selbst nicht, aber wir spürten die Treffer.

Die Burschen zielten verdammt gut, denn die Kugeln hieben in den dicken Gummiwulst des Schlauchboots und zerstörten ihn.

Mandra, Suko und ich hatten uns flachgemacht. Meine Stirn hatte ich von innen gegen den Wulst gepreßt. Ich wartete förmlich darauf, daß ein Geschoß den Wulst durchschlug und in meinen Körper hämmerte.

Es geschah nicht, denn die anderen stellten das Feuer ein. Wir blieben liegen und warteten die nächsten Sekunden ab, ob sich da etwas tun würde.

Es blieb ruhig.

Dann klang wieder die Stimme auf. Kratzig, kaum zu verstehen, aber schon schärfer als beim erstenmal. Ich verstand etwas von »Über Bord springen« und dachte darüber nach, was die andere Seite wohl meinen könnte.

Wasser drang in unser Boot.

Die Geschosse hatten an einigen Stellen Lecks geschlagen, so daß es eigentlich nur eine Frage der Zeit war, wann wir sinken würden.

Deshalb konnten wir auch den Befehlen nachkommen.

»Wir sollen raus!« zischte ich meinen Freunden zu.

»Und dann?« fragte Suko. »Sollen wir unter Wasser weiterschwimmen?«

»Das wäre nicht schlecht. Nur leider nicht zu machen. Wir sind von der Küste zu weit weg, außerdem haben die anderen Gewehre.« Mein Argument zog.

Wir erhoben uns.

Die Arme hielten wir dabei in die Höhe gereckt, damit die anderen sahen, daß wir nicht an Widerstand dachten.

Allmählich bekamen wir auch feuchte Füße. Der Wasserdruck war zu stark. Er erweiterte die Öffnungen. Der Wulst kam mir vor wie eine Reihe von kleinen Springbrunnen.

Ich stellte mich als erster hin. Nicht einfach in dem schwankenden Boot, wobei ich die Hände nach oben hatte.

Es war ein schlechtes Gefühl, im Kegel des Scheinwerfers zu stehen und auf dem Präsentierteller zu sein, denn man konnte mich mit einer Kugel wegfegen.

Dementsprechend sah es auf meinem Körper aus. Dieses Gefühl hatte eine dicke Gänsehaut bei mir hinterlassen, und auch mein Magen zog sich langsam aber sicher zusammen.

An den Schwankungen des Bootes stellte ich fest, daß auch meine Freunde aufgestanden waren, und Suko murmelte hinter mir: »Das gefällt mir alles überhaupt nicht.«

Da stimmten Mandra und ich ihm im Innern zu, aber was sollten wir machen? Es ging nun mal nicht anders, wir mußten uns zunächst in unser Schicksal fügen.

Der Lichtschein wurde am anderen Schiff bewegt und begann ein wenig zu wandern. Wir standen nicht mehr direkt in seinem Zentrum, sondern mehr am Ende, so daß auch die Blendung nicht ganz so stark war und wir nach vorn schauen konnten.

Auf den Wellen glänzte die Lichtfülle. Sie bewegte sich hin und her, weil auch das Wasser nie ruhig stand, und auch unser Schlauchboot wurde im Rhythmus der Bewegungen auf- und niedergehoben.

Wieder hörten wir die verzerrte Stimme aus dem Megaphon. »Ins Wasser!«

Das verstand ich, nickte zu meinen Freunden rüber und sagte:

»Jetzt wird es ernst, wir springen.«

»Okay, John, du zuerst.« Suko hatte gesprochen, als ich mich bereits abstieß und kopfüber im Wasser des Golfs landete.

Italien im Dezember ist zwar nicht so kalt wie der Norden Englands, doch die Temperaturen reizten nicht, freudig schwimmen zu gehen. Das Wasser war kalt. Ich bekam trotz der wetterfesten Kleidung einen leichten Schock, als ich die Kälte spürte, die meinen Körper wie ein Vorhang umfing.

So schnell wie möglich tauchte ich wieder auf, holte tief Luft und sah mich wieder geblendet, denn abermals hielt mich der Kegel fest.

»Zum Schiff!«

Der Befehl war nicht zu überhören. Also kraulte ich los. Suko und Mandra hielten sich an meiner Seite. Ich sah sie nicht, weil ich nach vorn schaute, aber mit ihren Arm- und Beinbewegungen schäumten sie während des Schwimmens das Wasser auf.

Wir hielten uns nebeneinander, während der Lichtkegel den Weg wies und unser Schlauchboot allmählich voll Wasser lief.

Wellen rollten an, überspülten uns, wir kämpften uns weiter durch und sahen nach vielleicht zwei Minuten die Bordwand vor uns auftauchen.

Etwas fiel von der Wand nach unten und klatschte ins Wasser. Es war eine kleine Strickleiter. Sie hatte kaum die Wasserfläche berührt, als mich eine Welle erfasste und auf die Bordwand zuhob. Ich prallte mit der Schulter dagegen, verschluckte vor lauter Schreck Wasser, drehte mich, und es gelang mir, die Strickleiter zu fassen, bevor ich von einer anderen Welle wieder weggeschwemmt werden konnte.

Geschafft!

Die Bordwand war nicht sehr hoch. Sie bestand aus Holz. Mit dem Knie schlug ich zweimal dagegen und wußte, auch ohne das Schiff betreten zu haben, auf welch einem Kahn ich gelandet war.

Ein Kutter, wie er von den Leuten benutzt wurde, die in den Golf fuhren und vom Fischfang lebten.

Allerdings gab es auch Ausnahmen. Gewissermaßen unter dem Deckmantel der Fischkutter fuhren auch die Männer aufs Meer hinaus, die ihren Lebensunterhalt durch Schmuggel bestritten. Vor allen Dingen durch den Zigarettenschmuggel.

Es war ein Gewerbe, das Geld brachte, besonders wenn es im großen Stil aufgezogen wurde, und es gab mitgliederstarke Banden, die ein kleines Vermögen durch Zigarettenschmuggel verdienten.

Als Kavaliersdelikt konnte man das nicht mehr bezeichnen. Die Mafia hatte sich in das Schmuggelgeschäft eingekauft, die Banden straff organisiert und sie auch dementsprechend ausgerüstet.

Vor allen Dingen mit Schusswaffen.

Wurde ein solches Schmuggelboot einmal von der Küstenwache

gestellt, wußte sich die Besatzung zu wehren. Da wurde geschossen, was die Läufe der Gewehre, Luparas und MPi's hergaben.

All diese Gedanken wühlten in meinem Kopf, als ich an Deck kletterte.

Naß wie eine Katze, die man in eine gefüllte Wanne geworfen hatte, war ich und freute mich darüber, daß ich endlich den blendenden Lichtschein verlassen und in das auf dem Deck herrschende Halbdunkel treten konnte.

Die Freude war nur von kurzer Dauer.

Finstere und gefährlich aussehende Typen umringten mich. Sie waren samt und sonders bewaffnet. Es gibt ja Leute, die sich über das Schimmern von Waffenstahl freuen.

Dazu gehörte ich nicht, denn ich schaute nicht gern in die Mündungen von Revolvern, Maschinenpistolen oder Schrotflinten.

Solche Mordwaffen aber hielten die Typen in den Händen.

Suko und Mandra kletterten ebenfalls an Deck. Aus der Gruppe lösten sich vier bewaffnete Männer, die sich um meine beiden Freunde kümmerten. Mich ließ man zunächst in Ruhe, so daß ich mir einen ersten Eindruck von dem Schiff verschaffen konnte.

Die Aufbauten bestanden aus Holz. Sie machten einen ziemlich ungepflegten Eindruck, der besonders dort zutage trat, wo das Licht der hellen Scheinwerfer die Aufbauten streifte. Er fiel auch in offene Luken, so daß ich hineinschauen konnte und die Kartons sah, die sich fast bis zum Rand stapelten.

Neutrale Kisten, aus einfacher Pappe, wobei ich mir sicher war, daß unter der Verpackung zahlreiche Zigarettenstangen zum Vorschein kommen würden.

Ich durfte mich auf keinen Fall von dem äußeren Eindruck des Schiffes täuschen lassen. Da ragten zwar vergammelte Masten in die Höhe. Im Gegensatz dazu standen aber die hochmodernen Antennen auf dem Dach des Steuerhauses. Der Kahn war ebenfalls mit einer Radar-Anlage ausgerüstet, und sicherlich besaß er einen Motor, der mit dem einer Yacht in der Stärke durchaus konkurrieren konnte. Wir wurden getrennt. Ich hörte noch, wie sich Suko beschwerte, danach klatschte etwas, und ein rohes Lachen folgte.

Als ich den Kopf drehen wollte, preßte man mir etwas Kaltes in den Nacken. Ohne es gesehen zu haben, wußte ich, daß es sich dabei um eine Gewehrmündung handelte.

Ich blieb steif stehen.

Wenigstens eine Decke hätte man uns geben können. Da es auf diesem verdammten Kahn nicht gerade windstill war, fuhr der Nachtwind gegen unsere Körper und schnitt wie kleine Messer in meine nasse Gesichtshaut.

Die Männer sprachen miteinander. Ein paar deuteten auf mich und

meinen Freund. Suko und Mandra hielten sich hinter mir auf.

Wir wurden scharf bewacht. Die Mündungen der Waffen glotzten uns an wie leere Augenhöhlen.

Plötzlich entstand Bewegung am Steuerhaus. Ich hatte mich gewundert, den Anführer der Bande oder den Kapitän noch nicht zu Gesicht bekommen zu haben, schließlich war es nicht alltäglich, daß man Gefangene machte, doch das änderte sich.

Der Anführer kam.

Die übrigen Mitglieder der Besatzung machten ihm respektvoll Platz.

Auf mich kam er zu. Ich sah nur seinen schmalen Schatten, dann geriet er in den Lichtkreis einer Deckleuchte, und ich erkannte ihn.

Nein, nicht ihn.

Es war eine sie.

La Bandita!

Den Namen hatte man uns gesagt und auch noch etwas hinzugefügt. »Wenn ihr diesem Weib in die Hände fallt, zieht euch warm an. Es kann sein, daß sie euch laufen läßt, aber möglich ist auch, daß sie euch den Haien zum Fraß vorwirft.«

Das hatte uns ein hoher Polizeikommissar der Stadt Neapel berichtet. Man kannte La Bandita. Sie war jetzt schon eine Legende.

Königin der Schmuggler, ein weiblicher Robin Hood, eine Frau mit Feuer, die eigentlich ganz anders hieß.

Claudia Corelli. Sie war die Tochter eines Banditen gewesen, den man vor zehn Jahren erschossen hatte.

Aus Claudia war La Bandita geworden, und sie führte das Kommando auf diesem Schiff.

Langsam kam sie näher.

Sie war ganz in Schwarz gekleidet und erinnerte mich im ersten Moment an Lady X, die Vampirin mit der MPi. Doch es gab einige Unterschiede. Zum Beispiel das Haar. La Bandita hatte entweder von Natur aus sattes kupferrotes Haar oder es geschickt eingefärbt.

Im Licht einer Lampe schien es flüssig zu werden, als sich die Frau bewegte und ihren Kopf dabei zur Seite nahm. Das Gesicht war recht hübsch. Etwas hager vielleicht, hochstehend die Wangenknochen, dafür sehr ausdrucksvoll die Augen. Mir fiel auch die blasse Haut auf, deshalb nahm ich an, daß die Farbe der Haare echt war. In gewisser Hinsicht hatte sie Ähnlichkeit mit der Sängerin Milva, und auch ihre Stimme klang ein wenig heiser oder rauchig, als sie mich ansprach.

Ich verstand nichts und hob die Schultern.

Jemand flüsterte ihr etwas ins Ohr. Da nickte sie und redete in meiner Heimatsprache weiter.

Das hatte ich nur gewollt.

»Wer sind Sie?« wurde ich gefragt.

»Ich heiße John Sinclair.«

»Und was machen Sie hier?«

»Meine Freunde und ich sind ein wenig in der Nacht spazieren gefahren, das ist alles.«

Sie presste ihre Lippen zusammen. Wahrscheinlich hatte ich sie beleidigt, denn ein Zischlaut war kaum aus ihrem Mund gedrungen, als sich einer ihrer Schläger in Bewegung setzte und von der Seite her auf mich zukam. Das Bleirohr in seiner rechten Hand gefiel mir überhaupt nicht. Es tat scheußlich weh, wenn einem jemand so ein Ding auf den Schädel klopfte.

Der Typ grinste breit und holte aus.

Eine halbe Sekunde später grinste er nicht mehr. Da hatte ich mein Knie in die Höhe gerammt. Das Gesicht des Mannes verzerrte sich, der Arm blieb in der Schlaghöhe und sank allmählich nach unten, wobei der Typ noch rückwärts ging.

Ich stand wieder so, wie ich zuvor gestanden hatte und schaute La Bandita an.

Sie wurde wütend. »Ich kann meinen Leuten befehlen, Sie zusammenzuschlagen…«

»Sicher«, fiel ich ihr ins Wort, »das können Sie. Aber Sie würden von mir kaum Antworten bekommen denn ich hätte bestimmt nicht reden gekonnt. Also, lassen Sie es bleiben!«

»Sie haben recht, Signore.«

Ich nickte. »Das dachte ich mir auch.«

Plötzlich lächelte sie. »Daß Sie kein Landsmann sind, ist klar. Aber steht die italienische Polizei schon so unter Druck, daß sie Kollegen aus dem Ausland herbeischaffen muß, wenn sie Jagd auf uns machen will?«

»Wer sagt Ihnen denn, daß wir Jagd auf Sie machen?«

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem spöttischen Lächeln. »Damit haben Sie erstens zugegeben, daß Sie Polizist sind…«

»Was ich nicht als negativ empfinde«, fuhr ich ihr in die Parade.

»Ansichtssache, und zweitens gibt es für mich keinen anderen Grund, wenn jemand in einer kalten Dezembernacht auf dem Golf herumfährt. Das reicht.«

»Sie können sich den Grund nicht vorstellen. Ich aber doch. Schauen Sie doch mal zum Himmel. Da steht ein wunderschöner Mond…«

Jetzt fühlte sie sich auf den Arm genommen, und ihr Gesicht verzerrte sich, während sie mich wie eine Katze anfauchte. »Was erlauben Sie sich, Sie…«

Jemand flüsterte ihr etwas ins Ohr. Er war ein grober Kerl. Er hatte einen Schritt hinter ihr gestanden, wahrscheinlich ein Leibwächter. Der Mann überragte nicht nur sie, sondern auch mich. Das mußte wirklich ein Hüne sein.

Ihr Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Marcello hat mir soeben

einen guten Vorschlag gemacht. Wir könnten euch mit Stacheldraht fesseln und die Zunge aus dem Mund schneiden. Danach würden wir euch ins Meer werfen. Was sagst du dazu?«

»Von der Mafia erwarte ich nichts anderes.« Da sie im Konjunktiv gesprochen hatte, erlaubte ich mir eine gewisse Gelassenheit, denn sie war weit davon entfernt, den Vorschlag in die Tat umzusetzen.

»Mafia?« Jetzt lachte sie schrill. »Was ist das denn?«

»Vor nicht langer Zeit hat mich das ein gewisser Luigi Bergamo aus Palermo ebenfalls gefragt.«

In ihren Augen zuckte es. »Was hast du mit Bergamo zu tun?«

»Nichts.«

Ich gab mich ziemlich verstockt, und sie sah ein, daß sie auf diese Art nicht weiterkam. Wären wir italienische Polizisten gewesen, hätte sie vielleicht kurzen Prozeß mit uns gemacht, aber einen Mord an drei ausländischen Polizeibeamten konnte sich auch eine Frau wie La Bandita nicht erlauben.

Sie war sowieso gut informiert gewesen. Wahrscheinlich hatte sie bei der Polizei ihre Spitzel sitzen. Der Arm dieser Banditen reicht in Neapel sehr weit.

»Was wollten Sie auf dem Meer?«

»Den Mond beobachten.«

Fast erstickte sie an ihrer Wut.

»Ist das Ihre einzige Antwort, Sinclair?«

»Ja.«

»Dann haben Sie sich das, was nun folgt, selbst zuzuschreiben.«

Ich hob nur die Schultern.

Ihr Mund verzog sich zu einem breiten Lächeln. »Können Sie und Ihre Freunde eigentlich gut schwimmen?« fragte sie flüsternd.

»Es geht!«

»Schön. Sie haben gleich Zeit genug, es unter Beweis zu stellen. Die Küste ist so weit nicht entfernt. Möglicherweise schaffen Sie es und Sie erreichen das Festland noch. Wenn nicht, haben Sie Pech gehabt. Dann werden irgendwann drei Leichen an den Strand geschwemmt. Leichen von Männern, die den Golf und seine Tücken nicht kannten und sich trotz allem mit einem Schlauchboot herausgewagt hatten. Ist das nicht eine Lösung, Signore?«

»Für Sie vielleicht.«

»Ich finde sie gut.« Sie schaute mich noch einmal scharf an, bevor sie einen Befehl gab.

Jemand stieß mir einen Waffenlauf so hart in den Rücken, daß ich zusammenzuckte und auch einen Laut des Schmerzes nicht mehr unterdrücken konnte.

»Sehr hart sind Sie aber nicht«, sagte La Bandita und drehte mir den Rücken zu. Dann sprach sie zu ihren Leuten, die nach den Worten

nickten. Einige lachten sogar.
Ich mußte mich umdrehen.
Noch in der Bewegung erkannte ich meine beiden Freunde, denen das gleiche Schicksal bevorstand.
Mandra und Suko nickten mir zu, und ich nickte zurück. Wir drei wurden bis dicht an die Bordwand dirigiert. Nebeneinander mußten wir uns aufstellen.
Hinter uns hatten sich die Seepiraten und Schmuggler versammelt. Schwerbewaffnet und scharf darauf achtend, daß wir keine falsche Bewegung machten.
»Ich hoffe, John, daß du Kondition hast«, sagte Suko.
»Klar.«
»Ich gebe euch noch eine Chance. Wollt ihr reden?« hörte ich die Stimme der Claudia Corelli.
»Nein! Wir haben alles gesagt.« Diese Antwort gab Suko, und Mandra Korab nickte.
»Dann springt.«
Das taten wir nicht sofort. Als hätten wir uns abgesprochen, hoben wir gleichzeitig das rechte Bein und stellten es auf den Rand der Reling. Wir hatten uns auch vorgebeugt, schauten auf das schwarze Meer und pumpten schon einmal Luft in unsere Lungen.
Vielleicht hatten wir noch drei oder fünf Sekunden Zeit, bevor wir im Bach landeten, und in dieser Spanne passierte tatsächlich etwas. Nicht auf dem Schiff, sondern unter uns im Wasser.
War die Fläche fast schwarz, so hatte sie sich direkt an der Bordwand aufgehellt. Nicht durch Licht, sondern durch Schaum, der eine Folge heftiger Bewegungen war, die sich dicht unter der Wasserfläche abspielten.
Zudem warfen die Wellen auch Kreise. Die Ausläufer klatschten gegen die Bordwand, und ich hatte das Gefühl, daß aus der Tiefe des Meeres etwas an die Oberfläche wollte.
Ich drehte den Kopf.
Hinter mir erkannte ich verschwommen die Gesichter der Banditen, und ich sah auch das Schimmern der Waffen.
»Willst du eine Kugel?« schrie jemand.
»Nein, aber da unten ist etwas!«
»Ja, Wasser.«
»Auch. Ich würde an eurer Stelle nachschauen!«.
Claudia Corelli sagte etwas. Ich hörte Schritte. Jemand stellte sich neben mich, er hätte nicht zu kommen brauchen, denn ich vernahm Sukos Warnung.
»Achtung, John! Es ist da!«
Ich schaute nach vorn.
Im selben Augenblick klatschte eine Flosse auf die Reling, und

schlagartig änderte sich die Lage…

***

Wo die Gassen am schmälsten und am dunkelsten waren und wo auch tagsüber kaum Licht hinfiel, da wohnte Rosa Beluzzi, die Frau mit dem Zweiten Gesicht.

Sie war in gewisser Hinsicht eine lokale Berühmtheit, denn sie hatte es verstanden, ihren Mitmenschen die Zukunft zu lesen. Zumeist brauchte sie Kaffeesatz oder nur einfach den Klienten in die Augen zu schauen, um zu wissen, was los war.

Rosa verdiente nicht schlecht durch ihr Gewerbe, denn sie besaß auch Kunden, die Geld hatten und zu den führenden Leuten der Stadt gehörten. Daß sie Bosse der Mafia waren, spielte keine Rolle.

Rosa war nur scharf auf das Geld. Und davon hatte sie im Laufe ihrer 60 Jahre einiges angesammelt. Da sie den italienischen Banken nicht traute, lagen die Scheine auf einem Schweizer Nummernkonto. Die Bank in Lugano galt als sicher und krisenfest.

Niemand fragte sie nach Steuern. Für die meisten führte Rosa ein ärmliches Leben, und sie dachte auch nicht daran, vorerst aus den Slums auszuziehen, denn dort gehörte sie hin. Ein Leben ohne Rosa konnten sich die meisten Leute nicht vorstellen.

Manche behaupteten, daß sie nicht schlafen würde, und wenn Rosa darauf angesprochen wurde, hob sie nur die Schultern und lächelte. Nein, Schlaf brauchte sie wirklich keinen oder so gut wie nicht, denn sie liebte gerade die Nacht.

In der Nacht war alles anders.

Obwohl die meisten Menschen behaupteten, alles Leben würde einschlafen, war Rosa Beluzzi anderer Meinung. Die sensitiv veranlagte Frau spürte genau, daß in der Nacht das eigentliche Leben erst erwachte. Und zwar ein Leben hinter den Kulissen, das sich tagsüber verborgen hielt und bei Anbruch der Dunkelheit aus seinen geheimnisvollen Verstecken kam.

Auch dann war es nicht zu sehen. Man konnte es nur spüren und fühlen, wie es durch die engen Gassen schlich, in jedes Haus drang und über die schlafenden Menschen strich.

Rosa hatte es einmal als Odem der Hölle bezeichnet, und dabei blieb sie auch.

Deshalb war sie des Nachts so gern unterwegs. Sie wollte diesen Atem spüren, ihn regelrecht in sich aufsaugen und spüren, was er ihr alles zu sagen hatte.

Ob Kälte oder Hitze, nichts hielt sie von ihren einsamen Spaziergängen ab, und auch in dieser Nacht war sie wieder unterwegs.

Vorsichtig öffnete sie die Tür ihres kleinen Hauses, das, wie viele andere auch, eingeklemmt zwischen den alten Bauten stand.

Wie immer knarrte die Tür in den Angeln, und wie immer schaute sich Rosa zunächst vorsichtig um.

Ihr Blick glitt zuerst nach rechts. Dort fiel die Gasse ab. Sie endete erst hinten an der alten Müllkippe und war zwischendurch von einigen Treppen unterbrochen.

Ein paar Meter weiter gab es eine Brücke. In Höhe der ersten Etage verband sie zwei Häuser, die sich gegenüberstanden. Sommertags war die Brücke belagert. Die Männer trafen sich dort und tranken ihren roten Wein.

Jetzt war die Brücke leer.

Links führte die Straße weiter bis zu einem kleinen. Platz. Die Plaza, wie er von den Frauen gern genannt wurde. Es gab dort einen kleinen Brunnen, an dem die Frauen früher ihre Wäsche wuschen.

Leer wirkte die Straße.

Rosa wußte es besser. Ihr war genau bekannt, daß es zahlreiche Dinge gab, die auch in der Nacht sehr wohl ihre Augen offen hielten. Nur sah man diese Dinge nicht.

Wenigstens nicht als normaler Mensch. Da mußte schon jemand kommen wie sie und die Welt mit anderen Augen betrachten, gewissermaßen mit dem Zweiten Gesicht.

Rosa Beluzzi hatte sich der kalten Witterung gemäß angezogen.

Über dem langen Kleid und der Strickjacke trug sie einen ponchoähnlichen Mantel, den sie fest um ihre mageren Schultern zerrte.

Ein Kopftuch schützte sie zusätzlich vor dem kalten Wind, und an den Füßen trug sie dicke Schuhe. Das Gesicht wirkte wegen des zusammengezogenen Kopftuchs noch schmaler, als es ohnehin schon war, und niemand hörte ihre Schritte, denn unter den Schuhen befanden sich dicke Kreppsohlen.

So ging sie die schmale Gasse hinab. Eine alte Frau, wie es viele in Neapel gab.

Aber sie war etwas Besonderes.

Diese Nacht war eine andere. Irgendwie fühlte sie das. Etwas lag auf der Lauer, etwas würde kommen, und das hatte sie bei einer ihrer Meditationen genau gespürt.

Ein Windstoß fuhr durch die Gasse und brachte fauligen Geruch mit. Eine Mischung aus stinkendem Fisch und Teer oder Öl.

Über ihr klapperten einige alte Fensterläden. Sie warf nicht einmal einen Blick nach oben. Auch als die Gestalt neben ihr erschien, sagte sie nichts.

Es war der alte Pietro, ein Witwer, der sich zu ihr gesellte.

Wie immer roch er nach Wein.

»Wo willst du hin, Rosa?«

»Weg.«

»Soll ich mitgehen?«
»Nein, danke!«
Pietro blieb an ihrer Seite. Die Rotweinfahne wehte aus der Mitte des Bartgestrüpps, wo sich ein Mund befinden mußte. »Die Nacht, Rosa, ist immer gefährlich.«
»Mir tut niemand etwas. Ich kenne die Leute hier. Sie sind alle sehr nett. Und jetzt laß mich allein!«
Pietro ließ sich nicht abschütteln. »Sprichst du mit den Geistern der Nacht?«
»Vielleicht.«
»Ich kenne sie!« flüsterte der alte Mann und zog seine Schultern hoch. »Damals, als ich noch zum Fischen fuhr, habe ich mich oft mit ihnen unterhalten, Rosa. Weißt du das?«
»Ja, du hattest es mir erzählt.«
»Dann bestelle den Geistern einen schönen Gruß von mir. Sag ihnen, daß der alte Pietro bald zu ihnen kommen wird. Sie sollen ihm schon einmal ein schönes Plätzchen freihalten. Wirst du das für mich tun, alte Freundin?«
»Natürlich mache ich das.«
»Danke, danke! Ich danke dir.« Seine Hände strichen über den Rücken der Frau, bevor er sich ebenso lautlos wieder zurückzog, wie er gekommen war.
Dies geschah dicht an der ersten Treppe. Die Stufen nahmen die Breite der Gasse ein. An der rechten Seite existierte noch ein Geländer. Es hatte längst Rost angesetzt. Der Handlauf war kalt. Rosa spürte die Kälte auch durch den Stoff ihrer dunklen Handschuhe.
Vorsichtig schritt sie die alten, ausgetretenen Stufen hinab.
Hundedreck bildete dunkle Flecken auf der Treppe. Rosa mußte sich vorsehen, daß sie nicht hineintrat und noch ausrutschte. So etwas konnte ihren Tod bedeuten.
Sie ließ die Treppe hinter sich, ging weiter über das holprige Pflaster, das an einigen Stellen überhaupt nicht vorhanden war, so daß sich Löcher gebildet hatten, die sie mit einem großen Schritt jeweils überwand.
Die Gasse endete an der Müllkippe. Die Deponie lag zwischen Strand und Stadt. Früher hatten hier einmal Häuser gestanden.
Nach dem großen Erdbeben vor einigen Jahren waren sie zusammengebrochen. Den Schutt hatte man zum großen Teil weggeräumt. Über das, was liegengeblieben war, wurde der Abfall gekippt.
Stand der Wind ungünstig, so wehte er den Gestank in die Gassen hinein und erfüllte sie mit dem widerlich penetranten Geruch, an den sich die Menschen nie würden gewöhnen können.
Aber nicht nur Hausmüll wurde dort abgeladen, auch Industriemüll,

mit dem die Fabriken nichts anfangen konnten. Es gab da eine tiefe Teergrube. Sie war zwar umzäunt, doch für spielende Kinder kein Hindernis. So kam es, daß vier Kinder in den letzten Monaten dort verschwunden waren.

Die Kinder hatten zwar achtgegeben, aber sie waren nicht gegen das angekommen, was dort in der Tiefe lauerte. Die alte Frau hatte gerade in letzter Zeit ziemlich genau gespürt, daß sich genau dort etwas manifestiert hatte, das man als das absolut Böse bezeichnen konnte.

Ein Untier, eine Bestie, die schon vergessen war, nun aber wieder zu Kräften gekommen war.

Wodurch?

Das war die große Frage, die auch Rosa Beluzzi bisher noch nicht hatte beantworten können.

Die Müllhalden kamen ihr vor wie schwarze Berge. Drei waren es insgesamt, und sie wuchsen von Tag zu Tag, denn es kamen immer wieder Lastwagen, die den Abfall abkippten.

Ein ideales Gelände für Ratten und Ungeziefer, das von hier aus auch manchmal in die Häuser drang.

Sogar Menschen waren von den Biestern angefallen worden, und Rosa hatte Kinder mit Rattenbissen gesehen.

Scheußlich…

Die Stadt unternahm nichts. Die Stadt tat nie etwas, denn über der Verwaltung lag der Schatten der Korruption, und der Pleitegeier schwebte mit weit ausgebreiteten Flügeln über ihr.

In der Gasse war es still gewesen, auf der Müllkippe nicht. Man hörte die Laute nur des Nachts, wenn es sehr still war, tagsüber gab es einfach zu viel Lärm.

Unter Rosas Füßen knirschte immer etwas, wenn sie einen Schritt ging. Sie roch auch den Brandgeruch, und sie hörte das Trappeln kleiner Füße. Die Ratten waren wieder unterwegs…

Dreimal sah sie die Körper dicht an ihren Fußspitzen vorbeihuschen, und eine besonders fette Ratte blieb sogar sitzen und starrte sie an.

»Geh weg!« zischte die Frau, trat nach dem Tier, traf es und schleuderte es fort.

Dann ging sie weiter in Richtung Teergrube.

Man roch sie schon.

Im Sommer, wenn die Hitze die Stadt zu einem Brutofen machte, war es viel schlimmer, jetzt ließ sich der Gestank eigentlich noch ertragen.

Man hatte einen Zaun um die Grube gebaut, aber er war an einigen Stellen bereits eingerissen, und die kannte Rosa genau.

Sie trat an eine Lücke, um sich hindurchzuzwängen. Leider war sie unvorsichtig und blieb an einem Draht hängen. Durch eine Schulterbewegung bekam sie den Poncho wieder los.

Jetzt stand sie auf dem Gelände. Die alte Frau schaute sich noch

einmal um. Sie war allein auf der Müllkippe und sicher vor neugierigen Blicken. Es hätte auch kaum jemand etwas davon verstanden, aber die Frau wußte genau, was sie tat, denn sie hatte schließlich die Eingebung gehabt.

Es war eine einfache Grube, an deren Rand sie stehen blieb. Sie zeigte eine quadratische Form. Sehr tief war sie nicht, das wußte Rosa, denn sie hatte zugeschaut, als sie ausgehoben wurde.

War die Nacht schon dunkel, so schimmerte die Oberfläche dieser Grube noch viel schwärzer.

Es war tatsächlich ein Schimmern, denn auf dem Teer lag eine Ölschicht. Bevor die alte Frau sich niederließ, suchte sie nach einem bestimmten Gegenstand.

Sie hatte ihn rasch gefunden. Es war ein schmaler Holzstock, ungefähr so lang wie zwei Männerarme.

Mit ihm in der Hand ließ sie sich am Rand der Grube nieder und tunkte den Stock in den Teerbrei. Schon jetzt merkte sie, wie zäh er war. Er setzte ihr Widerstand entgegen, und sie befürchtete, daß der Stock brechen konnte.

Mit der linken Hand stützte sich die Frau am Rand der Grube ab.

Nur schwerfällig geriet die Masse in Bewegung, und der Atem drang keuchend über Rosas Lippen.

Sie atmete die kalte Luft ein. Der Gestank kratzte in ihrem Hals.

Eigentlich war es Wahnsinn, hier in der Nacht zu hocken und in der Teergrube herumzuwühlen, aber sie hatte die Warnung genau verstanden.

Die Bestie kam zurück, das Untier lag auf der Lauer, und es mußte gestoppt werden, bevor es Menschenleben vernichten konnte.

Rosa wollte dabei mithelfen.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

Der Stock war auf Widerstand gestoßen. Etwas mußte sich in der Masse befinden, das vielleicht nicht hineingehörte und trotz der Zähigkeit seiner Umgebung nicht bis auf den Grund gesunken war.

Sie rührte weiter, der Widerstand blieb, und da der Stock keine Haken besaß, mußte sie versuchen, den Gegenstand mit der Hand aus der Masse zu holen.

Rosa Beluzzi streckte den Arm aus. Sie tunkte ihre rechte Hand in die Masse hinein, bewegte schwerfällig die Finger durch den widerlich zähen Brei und führte die Hand nahe an den Stock heran, denn in seiner unmittelbaren Umgebung befand sich auch der Gegenstand.

Rosa beugte sich noch weiter vor, bewegte die Finger – und hatte das Glück des Tüchtigen.

Sie fühlte etwas.

Jetzt griff sie zu.

Ihre Finger umklammerten etwas Längliches, das Ähnlichkeit mit

dem Stock aufwies, den sie sich gesucht hatte.

Langsam, damit auch nichts mehr passierte, zog die alte Frau ihre Hand aus der zähen Masse, die sie weiterhin festhalten wollte, aber Rosa war stärker.

Sie bekam die Hand frei.

Im ersten Augenblick konnte sie nicht erkennen, was sie da zwischen den Fingern hielt, denn Teer und Schlamm bedeckten auch den Gegenstand.

Sie mußte das Zeug erst abtropfen lassen, wischte selbst mit einem Tuch nach und bekam große Augen.

Damit hätte sie nicht gerechnet, nein, auf keinen Fall.

Es war ein Dolch, den Rosa Beluzzi aus der Teermasse geholt hatte!

Sie saß am Rand der Grube und schüttelte den Kopf. Vor ihren welken Lippen dampfte der Atem. Die Haut zitterte, sie spürte das Klopfen ihres Herzens und starrte die Waffe an, wie einen Gegenstand, der von einem Außerirdischen bei der Landung mitgebracht worden war.

Die Frau kannte Dolche, auch wenn diejenigen mehr als Stilette zu bezeichnen waren. Zumeist trugen die Männer diese Waffen mit sich herum, aber dieser Dolch, den sie aus dem Teer geholt hatte, war etwas Besonderes.

So einen hatte sie noch nie gesehen. Ein wirklich seltsamer Gegenstand. Sowohl die Klinge als auch der Griff unterschieden sich deutlich von den normalen Waffen.

Die Klinge war ebenso schwarz wie die Teermasse, wenn nicht noch dunkler. Mit den Fingerkuppen strich sie vorsichtig über das Metall hinweg, spürte dessen Glätte und näherte sich dem Griff der Waffe.

Er war außergewöhnlich.

Trotz der Verunreinigungen sah sie die Farbe. Der Griff leuchtete in einem satten, dunklen Rot, und es kam ihr vor, als hätte man ihn mit Blut gefüllt.

Eine schaurige Vorstellung, jedoch nicht so weit von der Hand zu weisen, denn in dem Griff bewegte sich etwas.

Darin befand sich ein sogenannter Fluss.

Er setzte sich aus Schlieren zusammen, die von unten nach oben liefen und die Umrisse des Griffs genau nachzeichneten. Rosa betrachtete die Waffe mit großer Skepsis. Gleichzeitig begann sie zu überlegen und kam zu dem Entschluß, hier ein wirklich außergewöhnliches Stück in der Hand zu halten.

Gut, es war ein Dolch, aber kein normaler. Der mußte irgendeine Bedeutung haben, da war sie sich sicher. Nicht umsonst hatte sie den Weg an diese Abfallgrube geführt, er war ihrer Meinung nach genau vorgezeichnet gewesen, und sie hatte auch gespürt, daß diese Nacht irgendwie anders als die gestrige oder die davor war.

Sie betrachtete den Fund der Waffe als einen Wink des Schicksals. Einer Eingebung folgend, riß sie den Dolch an sich und verstaute ihn unter ihrem Mantel.

Das war erledigt.

Tief atmete die alte Frau durch. Vom langen Hocken war sie steif geworden und hatte Mühe, wieder auf die Beine zu kommen. Die Knochen wollten nicht mehr so recht, aber sie durfte nicht schlappmachen, sondern mußte durchhalten.

Bevor sie ging, warf sie noch einen Blick nach vorn. Hinter der Kippe begann das Meer, nur durch einen schmalen Weg von dem Gelände getrennt. Obwohl sie keine Lichter entdeckte, war sie dennoch sicher, daß Schiffe fuhren.

Es waren die Schmuggler, die in der Nacht durch den Golf kreuzten und die heiße Ware in den Bäuchen ihrer Schiffe versteckt hielten.

Rosa Beluzzi hatte es plötzlich sehr eilig. Geduckt rannte sie den Weg wieder zurück, erreichte das Loch im Zaun und wand sich diesmal ohne Schwierigkeiten hindurch.

Ihre Gedanken beschäftigten sich ununterbrochen mit dem Fund der Waffe, und sie dachte auch darüber nach, woher der Dolch gekommen sein konnte. Hatte ihn jemand einfach in die Teermasse hineingeworfen, oder stammte er von anderen Wesen oder Personen?

Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen glaubte die alte Frau an Dämonen und Geister. Sie war sicher, daß es außer der normalen noch andere Welten gab.

Welten, die hinter der sichtbaren lagen.

Vielleicht stammte der Dolch von dort. Vielleicht hatte die Erde von den anderen Besuch bekommen.

Möglich war alles.

Trotz ihres ungewöhnlichen Berufes und trotz ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten war Rosas Leben bisher ziemlich regelmäßig und in normalen Bahnen verlaufen. Sie glaubte jetzt daran, daß sich dies schnell ändern konnte. Fest nahm sie sich vor, das Geheimnis dieser seltsamen Waffe zu lüften.

Rosa Beluzzi atmete schnell, denn sie hatte sich zu sehr beeilt und ruhte sich am Fuße der Treppe ein wenig aus, um wieder zu Kräften zu kommen.

Als sie weiterging, zog sie sich am Geländer in die Höhe. Der alte Pietro hatte noch auf sie gewartet und stellte sich vor der letzten Stufe breitbeinig hin.

»Da bist du ja wieder«, sagte er.

Rosa nickte.

Als sie näher kam, trat Pietro zur Seite. Schnüffelnd zog er seine Nase hoch. »Du stinkst nach Teer«, stellte er fest.

»Möglich.«

»Nein, Rosa, es stimmt.« Der Mann schaute sie von der Seite her an. »Warst du an der Grube?«

»Ja.«

Pietro kam näher und blies Rosa wieder eine Weinfahne ins Gesicht. »Was hast du denn da gewollt?«

»Ich habe Ratten gezählt.«

Der Alte kicherte. »Ja, das traue ich dir zu. Oder hast du nach den Kindern gesucht?«

»Nein. Sie sind tot, und man hat sie begraben. Alle vier. Kannst du dich daran nicht mehr erinnern?«

»Doch, schon, aber man hat ihre Mörder noch nicht gefunden, falls sie nicht von selbst…«

»Was soll das heißen, Pietro?« fuhr Rosa den Mann an.

Der trat einen Schritt zurück und hob abwehrend die Arme.

»Nichts, Rosa, nichts.«

»Dann halte dich auch geschlossen und sauf deinen Sprit weiter.«

Nach diesen barschen Worten ließ Rosa den Mann stehen und ging davon.

Pietro starrte ihr nach. »Alte Ziege!« flüsterte er, »aber ich kriege dich noch, warte nur…« Er murmelte noch etwas, holte die Flasche aus seinem Mantel hervor, kippte sie und ließ den Wein in seine Kehle rinnen. Jetzt ging es ihm besser.

Rosa hatte mittlerweile ihr kleines Haus erreicht und drückte die Tür auf. Sie mußte noch zwei Stufen nach unten lochen, um den Wohnraum zu erreichen.

Es war angenehm warm. Dafür sorgte das Feuer eines kleinen Ofens, der in einer Ecke stand.

Der Ofen besaß ein Guckfenster, hinter dem die Glut wie ein rotes Auge leuchtete.

Sofa, Schrank, Tisch, Stühle, das alles war im Zimmer vorhanden.

Und viel Nippes und Edelkitsch.

Kleine Püppchen, gestickte Decken, eine kleine Schar von Engeln, die Trompete bliesen.

Hinzu kamen Heiligenbilder, die an den grau gestrichenen Wänden hingen. Links von der Tür war eine Öffnung in der Mauer.

Mit einem Vorhang war sie abgedeckt worden. Dahinter lag die Schlafkammer. So eng, daß sie nur ein Bett faßte und eine kleine Kommode, auf der ein Talglicht stand, denn elektrisches Licht gab es in der Kammer nicht, nur im Vorraum.

Die Leitungen liefen noch über die Wand, aber unter dem kleinen Fenster entlang, rechts neben der Tür.

Rosa Beluzzi schloß die Tür und drehte sogar den Schlüssel herum. Sie wollte nicht mehr gestört werden, legte ein wenig Holz nach und stocherte den Ofen stärker an.

Danach nahm sie auf der alten Couch Platz. Den Dolch legte sie vor sich auf den Tisch.

Das Kopftuch hatte sie abgenommen. Ihre Augen leuchteten, als Rosa die Waffe betrachtete. Sie war fest davon überzeugt, ihr das Geheimnis entlocken zu können…

***

In weniger als einer Sekunde nahm ich das Bild in mir auf. Es war ein widerliches, glitschiges Etwas, das sich aus dem Wasser erhoben und auf die Bordwand geschlagen war. Eine Mischung aus Schwimmflosse und Kralle, die grünblau schimmerte und spitze Nägel in die Bordwand hineingeschlagen hatte.

Ich schaute tiefer. An der Flosse hing ein Arm. Von einem schuppigen Gespinst umgeben, das an einer Schulter endete.

Mehr bekam ich nicht zu sehen. Jemand faßte mich an der Schulter und schleuderte mich nach vorn.

Ich verlor den Halt.

Noch in der Luft vernahm ich Sukos Schrei, dann klatschte ich wieder in die Fluten, die über mir zusammenschlugen. Die Lippen preßte ich fest zusammen, da ich kein Wasser schlucken wollte.

Vor meinem geistigen Auge schwebte noch immer das Bild dieses Monstrums, und ich schüttelte mich trotz der Schwimmbewegungen. Was da im Wasser lauerte, mußte grauenhaft sein.

Noch tiefer stieß ich.

Die Kleidung hatte sich wieder mit Wasser vollgesaugt. Sie wurde schwer und behinderte mich, deshalb kam ich nicht so rasch von der Stelle, aber ich wollte unter dem Boot hinwegtauchen, um an der anderen Seite wieder hochzukommen.

Endlich tauchte der Schatten des Kiels vor meinen Augen auf.

Mit zwei kräftigen Schwimmstößen brachte ich mich noch weiter dem Grund entgegen und tauchte unter dem Kiel hinweg, wobei ich Pech hatte und mit dem Rücken noch dagegen schrammte.

Er war nicht glatt. Muscheln klebten an ihm, als wollten sie nie mehr loslassen. Sie besaßen scharfe Kanten. Wahrscheinlich ging auch ein Teil meiner Kleidung in Fetzen, was mich nicht weiter kümmerte, ich hatte nur mein Ziel vor Augen.

Allmählich wurde mir die Luft knapp. Im Nacken spürte ich auch die Angst. Eigentlich wäre ich für das Monstrum eine leichtere Beute als die Männer auf dem Schiff gewesen, denn unter Wasser bewegte es sich bestimmt schneller als wir Menschen.

Ich schoß in die Höhe. Mit den Beinen gab ich mir Schwung, bewegte sie regelmäßig, und es dauerte nicht mehr lange, bis mein Kopf die Wasseroberfläche durchstieß.

Wie ein kleiner Korken kam ich mir vor. Weit riß ich den Mund auf,

holte tief Luft, schleuderte mir das Haar aus der Stirn und schaute mich um.

Zunächst hörte ich das Schreien. Übergroß sah ich die Bordwand vor meinen Augen in die Höhe ragen. Eine MPi hämmerte. Diese Melodie kannte ich. Sie war trocken und hart, wobei sie stets den Tod mit sich führte.

Auf Deck mußte die Hölle los sein, wahrscheinlich war es dem Monstrum gelungen, das Schiff zu erklimmen, und die Banditen schossen, was die Läufe hergaben.

Ich dachte an Suko und Mandra, die sich ebenfalls noch auf dem Schiff befanden. Hoffentlich passierte ihnen nichts.

Der Kahn schwankte. Eine Welle packte mich und schob mich noch näher an die Bordwand heran. Ich hatte Glück im Unglück und bekam ein über die Reling hängendes und bis ins Wasser reichendes Tau zu fassen, an dem ich mich festklammern konnte.

Kaum hatte ich das getan, als plötzlich zwei Köpfe neben mir auftauchten.

Suko und Mandra!

Beide hatten den gleichen Gedanken gehabt wie ich, und zu dritt hielten wir das Tau fest.

»Was war los?« fragte ich.

»Das muß ein Meermonster gewesen sein«, erklärte mir der Inspektor und spie Wasser aus.

»Es ist der, den wir suchen«, bemerkte Mandra.

»Ist es auf dem Schiff?« fragte ich.

»Ja.«

»Und?«

Der Inder schüttelte den Kopf. »Wir haben nichts mehr sehen können. Es scheint aber zu wüten.«

»Dann sehen wir uns die Sache mal an«, schlug ich vor und stemmte mich aus dem Wasser, wobei ich das Tau noch festhielt, die andere Hand jedoch um die Reling schlagen konnte.

So hatte ich einigermaßen Halt gefunden, und es gelang mir, an Deck zu klettern.

Suko und Mandra folgten, während ich mich bereits umschaute und sofort zu Boden hechtete, denn das Mündungsfeuer der Waffen war nicht dazu angetan, meine Laune zu steigern.

An Deck herrschte Chaos. Die Banditen hatten sich auf die Planken geworfen und suchten hinter zahlreichen Gegenständen Deckung. Für sie gab es nur ein Ziel.

Das Monstrum!

Zum erstenmal sah ich es aus der Nähe, denn es geriet in den Lichtschein einer Lampe.

Mir stockte der Atem, denn so etwas hatte ich noch nie zu Gesicht

bekommen.

Es war eine Mischung aus Fisch, Mensch und Werwolf. Zum Glück hielt er sich so lange im Streulicht einer Lampe auf, daß ich ihn ziemlich deutlich erkennen konnte.

Das Monstrum trug zerfetzte Kleidung. Der Unterkörper, das heißt Beine und Füße waren völlig normal und mit denen eines Menschen zu vergleichen. Schaute ich allerdings höher und sah den rechten Arm, dann mußte man das Menschsein schon revidieren.

Kralle und Arm hatte ich bereits gesehen. Bis zur Schulter reichte das Schuppengeflecht, und was danach kam, war ein Schädel, der zwar noch ein menschliches Gesicht aufwies, an einer Seite aber mit dunklen Haaren bewachsen war und aus dem ein Ohr hervorstach, das so groß wie ein vom Wind gebogenes Palmenblatt wirkte.

Die linke Gesichtshälfte bezeichnete ich als menschlich. Das dunkle Haar lag naß am Kopf, und auch der linke Arm war menschlich, wenn auch seltsam dichte Haare auf dem Handrücken wuchsen, die durch das Licht aussahen, als wären sie vergoldet.

Den Mund oder vielmehr das Maul hatte der Unhold weit aufgerissen, und sein Gebiss erinnerte mich an das aus einer Mischung zwischen Vampir und Werwolf.

Das Untier war barfuß. Es stand geduckt auf dem Deck. In seiner Haltung erinnerte es mich an die des Glöckners von Notre Dame.

Für einen Moment trafen sich unsere Blicke. Wenigstens glaubte ich daran, dann verschwand das Monstrum mit einem tigerhaften Sprung aus dem Bereich der Leuchte.

Neben mir fielen Suko und Mandra zu Boden. Beide so naß wie ich. »Hast du es gesehen?« fragte mich der Inspektor.

»Sicher.«

»Und?«

Ich lachte. »Was soll ich dazu sagen? Eine Erklärung habe ich nicht, weiß aber jetzt, daß wir nicht umsonst hier sind.«

Wieder wurde geschossen.

Zum Glück zielten die Kugeln nicht in unsere Richtung, denn um uns kümmerte man sich nicht, nur um das Monster.

Am Bug des Schiffes war es verschwunden. Dort fielen auch die Schüsse, und im nächsten Augenblick hörten wir einen gellenden Schrei. Er lag noch in der Luft, als auch schon das Monstrum auftauchte.

Was ich vorhin versäumt hatte, wollte ich nun nachholen und griff zur Beretta. Auch Suko hatte seine Waffe gezogen, nur Mandra verzichtete nach wie vor auf eine Pistole. Er verließ sich auf seine beiden Dolche, wenn es hart auf hart kam.

Der Schrei verstummte.

Plötzlich tauchte die Bestie wieder auf. Diesmal hatte sie ein Opfer.

Sie hielt den Mann in der einen Kralle und besaß soviel Kraft, ihn noch in die Höhe stemmen zu können, wobei der Mensch das Monstrum noch mit seinem Körper deckte.

Dann schleuderte er den Mann fort.

Der Mensch musste bewusstlos sein, seine Arme schlenkerten, ich sah ihn durch einen Lichtkreis fliegen und entdeckte auch das Blut in seinem Gesicht.

Im nächsten Moment war er über der Bordwand verschwunden.

Wieder hämmerten Schüsse.

Sie trafen auch. Die Kugeln hieben in den Körper des Untiers, und ich erkannte Claudia Corelli, wie sie mit einem gewaltigen Satz vorsprang, den rechten Arm ausstreckte und mit einem schweren Revolver auf den Rücken des Unholds feuerte.

Drei Kugeln trafen, stießen die Bestie zurück, die auf das Deck fiel, sich dort überrollte und sofort wieder auf die Füße sprang. Ein Mann hatte gedacht, das Untier erledigt zu sehen, war auf das Wesen zugesprungen und bekam die Krallen zu spüren.

Plötzlich brüllte er wie am Spieß, taumelte zurück, und ein jeder von uns sah, daß ihm das Monstrum nicht nur die Kleidung vorn, sondern auch die Brust aufgefetzt hatte, so daß Blut aus den langen Wunden floss.

Leider lief er direkt in unsere Schussrichtung hinein, so gelang es uns nicht, auf das Monster zu zielen, das ebenfalls sehr schnell war und wie ein Schatten auf die Reling zuhetzte.

Bevor sich jemand versah, hatte es sich abgestoßen, war über die Bordwand gehechtet und im Wasser verschwunden.

Die noch abgefeuerten Kugeln verfehlten das Untier. Männer hetzten auf die Bordwand zu, schauten in das Wasser, und nur Claudia Corelli beteiligte sich nicht daran.

Sie lief über Deck und lud ihre Waffe nach.

Wir drei hatten uns erhoben. Die Waffen behielten Suko und ich in den Händen. Wenn La Bandita so weiterging, mußte sie zwangsläufig gegen uns stoßen.

Drei Schritte vor uns blieb sie stehen, hob nicht nur den Kopf, sondern auch den Revolver und ließ uns in die Mündung schauen.

Wobei sie in zwei dunkle Löcher starrte, denn die Berettas lagen in Sukos und meiner Hand.

»Wollen Sie es darauf ankommen lassen, Claudia?« fragte ich.

Sie schaute uns an. Ihre Augen verengten sich. »Nein«, sagte sie schließlich und steckte den Revolver weg.

»Da ist es, da ist es!« Wir hörten den Schrei, schauten zur Bordwand und vernahmen das Hämmern einer Maschinenpistole. Diese Schießerei war nur Munitionsverschwendung. Man erreichte nichts damit.

Das wußte auch Claudia Corelli. »Hört auf, ihr Idioten!« brüllte sie. »Es ist uns entkommen!«

Die Männer gehorchten ihr.

La Bandita wandte sich an uns. »Warten Sie hier«, sagte sie mit harter Stimme. »Man wird Ihnen nichts tun.«

»Hoffentlich«, meinte Suko.

Innerhalb weniger Minuten brachte die Anführerin der Bande ihr Schiff wieder auf Vordermann. Jeder nahm seinen Platz ein. Der schwere Diesel wurde angeworfen, und das Boot tuckerte langsam der Küste entgegen.

Wir wurden unter Deck gebeten. La Bandita lud uns ein, in ihre Kabine zu kommen.

Es war ein kleiner Raum. Stühle gab es keine, man mußte Klappen aus der Wand holen. Claudia nahm auf dem festgeschraubten Bett Platz und warf uns zwei Decken zu. »Sonst holen Sie sich noch den Tod«, sagte sie.

»Weshalb so fürsorglich?« fragte ich. »Eigentlich kann es Ihnen doch egal sein, ob wir sterben.«

Sie hob die Schultern, holte aus dem Schrank eine Flasche Grappa und drei Gläser. »Ich habe nachgedacht«, erklärte sie einschenkend.

»Sie scheinen doch keine Spitzel zu sein.«

»Und wenn Sie sich geirrt haben?« fragte Mandra Korab.

»Ist es mein Pech.«

Wir bekamen jeder ein Glas. Auch Mandra und Suko lehnten nicht ab und tranken den scharfen Schnaps, der uns innerlich durchwärmte. Da Claudia Corelli nur drei Gläser zur Verfügung hatte, nahm sie einen Schluck aus der Flasche.

Ich beobachtete sie über meinen Glasrand hinweg. Claudia Corelli besaß einen geschmeidigen Körper. Unter dem schwarzen Pullover zeichneten sich die festen Rundungen ihres Busens ab. Die Taille war schmal, und die langen Beine der dunklen Hose steckten in Stiefelschäften, deren Leder weich und nachgiebig war.

»Musterung beendet?« fragte sie mich, als sie die Flasche abgesetzt hatte.

Ich nickte.

»Dann können wir ja zur Sache kommen.« Sie stellte die Flasche weg und schaute uns an. »Was haben Sie wirklich gesucht, Signores? Wir beobachten Sie nämlich schon die zweite Nacht.«

»Das Untier.«

Die Frau zeigte sich nicht einmal überrascht, holte nur Zigaretten hervor und zündete sich ein filterloses Stäbchen an. Während der Antwort blies sie den Rauch in unsere Richtung. »Woher kannten Sie es? Und woher wußten Sie von ihm?«

»Das werden wir Ihnen nicht sagen«, erwiderte ich.

Sie hob die Stirn. »Es gibt Mittel und Wege, Sie zu zwingen, Signores.«

»Möglich. Nur wollen Sie jetzt keine Eskalation mehr – oder?«

»Sie haben recht.«

»Dann können wir uns ja weiter unterhalten«, sagte ich. »Zunächst einmal möchte ich feststellen, daß mich Ihr Zigarettenschmuggel nicht interessiert. Das ist eine Sache, das Monster eine andere. Ich würde gern von Ihnen wissen, weshalb sich dieser Unhold gerade Ihr Schiff ausgesucht hat. Können Sie mir eine Erklärung geben?«

»Nein.«

Ich schüttelte den Kopf. Die Antwort kam mir zu schnell. »Denken Sie nach.«

La Bandita warf mir einen langen Blick zu. »Eigentlich müßte ich jetzt weinen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Aber das Leben ist eben hart.«

»Welchen Grund haben Sie denn?«

»Das Opfer, Signore Sinclair, ist ein Bruder von mir gewesen. Verstehen Sie?«

»Ja, Claudia, das verstehe ich. Sehr gut sogar! Hat das Monstrum sich ihren Bruder einfach so herausgegriffen, oder ist da noch vorher etwas gelaufen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Rekapitulieren Sie einmal. Wie war es denn, als das Untier das Deck betrat? Wir konnten ja nichts erkennen, weil wir im Wasser lagen. Hat es sich auf den erstbesten Menschen gestürzt oder…?«

Ihre Augen verengten sich. Mit einer nervös anmutenden Bewegung strich sie das Haar zurück. »Nein«, sagte sie leise. »Nicht auf den erstbesten. Er hat die meisten zur Seite gestoßen.«

»Und suchte Ihren Bruder?«

»So war es.«

»Das muß etwas zu bedeuten haben. Denken Sie darüber nach.«

Zwischen uns entstand eine Redepause. Aus meinem Haar rann noch immer Wasser. Ich wischte es aus dem Gesicht und sah zu, wie die Frau den Kopf gesenkt hatte und auf ihre Zigarette stierte, die sie zwischen Zeige- und Mittelfinger drehte, wobei sie das Stäbchen immer stärker zusammendrückte.

Da von ihr nichts kam, fragte ich: »Haben Sie eine Verbindung zu dem Monstrum?«

Claudia sah aus, als wollte sie mir an die Kehle springen. »Wie kommen Sie dazu, so etwas zu sagen?«

»Es war nur eine Frage, die an sich in der Luft lag. Weshalb hat sich das Untier ausgerechnet Ihren Bruder ausgesucht? Das möchte ich Sie fragen?«

»Keine Ahnung.«

»Claudia, denken Sie nach!«

Jetzt sprang sie auf und drückte die Zigarette so wütend in einen Ascher, daß die Glut hochflog. »Es tut mir leid, ich weiß es nicht. Man kann mir einiges nachsagen, aber nicht, daß ich oder meine Familie Verbindung zu einem solchen Monstrum gehabt hätten. Nein, das auf keinen Fall. Da haben Sie sich etwas in den Kopf gesetzt, Sie müssen sich irren, Signore Sinclair.«

»Das glaube ich nicht.«

Claudia hatte Temperament, dies bewies sie in den nächsten Augenblicken. »Nein!« schrie sie und stampfte mit dem rechten Fuß auf. »Niemals steht unsere Familie mit so einem menschenmordenden Unhold in Verbindung. Wenn Sie das noch einmal behaupten, vergesse ich mich!«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie sollten das nicht so emotional sehen, sondern darüber nachdenken.«

»Das habe ich schon.«

»Aber nicht richtig. Sie sind eine bemerkenswerte Frau, Claudia. Sie stehen mitten in einem Männerleben, führen eine Schmugglerbande an und müssen Realist sein, denn die Polizei ist Ihnen stets auf den Fersen. Ich weiß, wie sehr gerade Italiener an ihrer Familie hängen, und ich kann mir vorstellen, daß auch Sie Ihre Sippe gut kennen. Deshalb möchte ich Sie bitten, noch einmal nachzudenken. Was kann das Monstrum für einen Grund gehabt haben, ausgerechnet Ihren Bruder mit in die Tiefe zu reißen. Denken Sie nach!«

Meine Worte waren bei ihr auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie senkte tatsächlich den Kopf, zündete sich eine weitere Zigarette an und begann damit, in der Kabine auf- und abzuwandern, während sie den Rauch hastig gegen die Decke blies. Suko, Mandra und ich verhielten uns ruhig. Wir schauten uns nur an. Die Blicke waren vielsagend. Ich erkannte bei meinen Freunden, daß sie ebenso dachten wie ich.

»Nun?« fragte ich nach einer Weile, als ich sah, daß Claudia stehen geblieben war.

Sie nickte. »Ich habe nachgedacht«, erklärte sie. »Aber ich weiß nicht, ob das eine mit dem anderen in einem Zusammenhang steht.«

»Reden Sie nur!«

»Es ist so, Signore Sinclair. Wir haben in der Tat eine große Familie, alle stammen aus Neapel, und die meisten sind auch hier wohnen geblieben. Eine Person allerdings hat sich ein wenig abgesetzt. Eine Tante mütterlicherseits. Sie ist zu einer lokalen Berühmtheit geworden, denn sie beschäftigt sich mit einem außergewöhnlichen Thema. Mit der Hellseherei.«

»Das ist doch schon etwas.«

La Bandita lachte hart, warf ihre Haare zurück und ließ sich auf das

Bett fallen. »Sie sind gut, Sinclair. Das ist doch nur Spinnerei. Ich lasse mir mein Schicksal nicht aus dem Kaffeesatz lesen.«

Die Antwort enttäuschte mich. »Ansonsten besitzt sie keine anderen Praktiken?«

»Doch.«

»Und welche?«

Da hob La Bandita die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Ich habe mit ihr bestimmt monatelang nicht gesprochen, denn wenn ich sie einmal zu Gesicht bekomme, fängt sie damit an, mich zu warnen. Und das will ich nicht.«

»Wir sollten ihr dennoch einen Besuch abstatten«, bemerkte Suko.

Claudias Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an. »Sie glauben… das heißt, Sie würden dieser alten Spinnerin glauben?«

»Zunächst wollen wir nur mit ihr reden«, erklärte ich.

»Das können Sie.«

»Und wo finden wir Ihre Tante?« fragte Suko.

»Sie wohnt nicht weit vom Hafen weg. In einem der ältesten Viertel Neapels.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war noch nicht sehr spät. Bis Mitternacht würde über eine Stunde vergehen.

Claudia Corelli hatte meinen Blick bemerkt und winkte ab.

»Keine Sorge, meine Tante schläft so gut wie nie. Die können Sie auch nachts stören, Hauptsache, Sie legen ihr genügend Scheine auf den Tisch. Am liebsten sind ihr Franken.«

»Dann sind Sie bereit, mit uns zu ihr zu gehen?«

»Das bin ich.«

Ich wollte etwas sagen, kam nicht mehr dazu, denn etwas hämmerte gegen die Bordwand, und das Schiff geriet in leichte Schwankungen. Als ich deshalb aufsprang und der Klappstuhl hinter mir wieder in der Wand verschwand, winkte Claudia ab.

»Keine Panik, wir haben nur angelegt. Es ist immer das gleiche.«

Sie ging zur Tür. »Kommen Sie!«

Hinter ihr drückten wir uns durch den engen Durchgang. Ich hörte Mandra Korab flüstern: »Überzeugt scheint sie ja nicht gerade von der Sache zu sein.«

»Wärst du das?«

»Wohl kaum.«

Die Umgebung hatte sich verändert. Wir sahen es, als wir auf Deck standen. Wir schauten in eine kleine Hafenbucht. Einige Männer standen schon auf dem Pier und fingen die von Bord aus geworfenen Leinen auf, die sie fachmännisch um die Poller wickelten. Auf die Schnelle zählte ich drei Boote, die ebenfalls in dem Hafen festgetäut lagen.

Auch der Verletzte wurde von Bord geschafft. La Bandita sprach mit

dem Mann namens Marcello, redete schnell auf ihn ein und bewegte dabei ihre Hände.

Wir hatten in der Kabine Decken bekommen, dennoch war unsere Kleidung feucht und klebte am Körper. Der kühle Wind fuhr dagegen. Er erzeugte ein fröstelndes Gefühl.

Über den Pier schaute ich hinweg.

Hänge, die zu Bergen anwuchsen, schoben sich vor uns in die Höhe. Nahe bei Neapel liegt der Vesuv, ein Vulkan, der hin und wieder ausbricht und seine Lava die Berge hinabschickt.

Claudia kam wieder zu uns zurück. »Ich habe meine Instruktionen gegeben«, sagte sie. »Wir können gehen.«

»Zunächst aber ins Hotel!«

Erstaunt blickte sie mich an. »Wollen Sie nicht mit meiner Tante reden?«

»Sicher. Nur in den nassen Sachen nicht.«

Sie lächelte. »Klar, daran habe ich nicht mehr gedacht. Wie heißt der Laden?«

Ich sagte den Namen.

»Das Hotel kenne ich. Kommen Sie, in der Nähe steht ein Wagen bereit! Wir können sofort los.« Damit waren wir natürlich einverstanden.

***

Man hätte mir schon Geld dazugeben müssen, denn freiwillig wäre ich des Nachts nicht in die Gegend gegangen, in die uns La Bandita führte. Das war Neapel in Reinkultur. Eng, manchmal handtuchschmal die Gassen. Ein Wirrwarr, in dem sich kaum ein Mensch zurechtfand. Alte, schiefe Häuser, von Erdbeben geschüttelt, mit Fassaden, die ein Muster aus Rissen und abgebröckeltem Putz zeigten.

Viele Treppen. Manchmal mit breiten, dann wieder mit schmalen Stufen, an den Kanten oft zerstört, rutschig und oft kaum zu sehen, da nur wenige Laternen brannten.

La Bandita bewegte sich in dieser Gegend mit der Sicherheit eines Menschen, der hier aufgewachsen ist und alles kennt. Manchmal wurde sie auch begrüßt.

Die Männer standen in Nischen und Ecken, man sah sie nicht, erst wenn sie wie Gespenster hervortraten, waren sie zu erkennen.

Ihre Gesichter glichen oftmals nur Flecken in der Finsternis, und wenn sie redeten, waren es nur geflüsterte Worte.

Claudia hatte zwar für jeden eine Antwort parat, wehrte jedoch immer ab und vertröstete. Das jedenfalls glaubte ich, aus den schnell gesprochenen Worten heraushören zu können.

Schließlich erreichten wir einen kleinen Platz mit einem Brunnen.

Eine Steinsäule schob sich aus der Mitte hervor und knickte an ihrem

oberen Ende in vier Richtungen ab, aus denen das Wasser strömte.

Wir waren stehen geblieben, da auch Claudia stoppte. Sie deutete nach vorn, wobei ihr Zeigefinger direkt auf die dunkle Öffnung einer sehr schmalen Gasse wies.

»Da wohnt sie.«

Ich nickte. »Lassen Sie uns gehen!«

»Ja. Noch eins, Signores. Meine Tante ist ein wenig eigen. Sie ist zudem älter. Üben Sie etwas Nachsicht. Noch steht nicht fest, daß sie etwas mit dem Monstrum zu tun hat.«

»Natürlich.«

La Bandita ging wieder vor. Wir hielten uns einen Schritt hinter ihr und vernahmen plötzlich ein Lachen. Es drang aus einer Nische, die wie ein viereckiges Loch in der Wand eines Hauses gähnte. Die Stimme, die dem Lachen folgte, war zischend und flüsternd, zudem besaß sie noch einen schrillen Unterton.

»Willst du deiner Tante auch mal einen Besuch abstatten, Claudia?«

La Bandita war stehen geblieben. Sie schaute auf das bärtige Gesicht, das sich aus der Nische reckte. »Ja, Pietro, ich bin gekommen, um sie zu besuchen. Ist sie überhaupt da? Du weißt doch immer alles.«

»Sicher, sie ist da.«

»Danke, dann wissen wir Bescheid!« Claudia wollte weitergehen, doch aus der Nische stach plötzlich ein Arm, und eine schwielige Hand legte sich auf die Schulter der Frau. »Moment noch, La Bandita. Deine Tante ist in dieser Nacht sehr aktiv gewesen.«

»Was heißt das?«

»Sie war in der Abfallgrube.«

»Und? Ist das etwas Besonderes? Jeder Mensch wirft seinen Müll weg. Du vielleicht nicht, deshalb stinkst du auch so.«

»Sie aber noch stärker. Nach Teer, Claudia, sie roch nach Teer, und ihre Hände waren schwarz.«

»Ach, laß mich in Ruhe!« Claudia schüttelte die Hand des Mannes ab und ging weiter.

Als wir die Nische passierten, hörten wir das fistelnde Lachen des Kerls.

Mandra wollte wissen, worüber sich die beiden unterhalten hatten. Ich übersetzte es in Stichworten.

Vor einer alten Haustür blieben wir stehen. Claudia probierte die Klinke, fand die Tür verschlossen und hob die Schultern. »Das ist komisch«, sagte sie. »Sonst hat sie nie abgeschlossen.«

»Vielleicht ist sie doch nicht da«, sagte ich.

»Könnte ihr auch etwas passiert sein?« fragte Suko und bekam dafür von Claudia einen wütenden Blick zugeworfen.

La Bandita wollte es wissen. Mit der Faust hämmerte sie gegen die Tür. Es waren schwere Schläge, und das Holz begann zu zittern.

Als niemand öffnete, glaubten wir schon nicht mehr an einen Erfolg. Doch plötzlich war eine Antwort zu hören.

»Ja, wer ist denn da?« hörten wir eine wütend klingende Stimme.

»Ich, Claudia.«

»Du?«

»Ja. Mach auf!«

»Aber es ist mitten in der Nacht.«

»Du schläfst doch nicht.«

»Gut, warte.« Wir hörten schlurfende Schritte, die sich der Tür näherten. Dann wurde ein Schlüssel im Schloß gedreht, und einen Moment später zog jemand die Tür nach innen. Das Knarren hätte wirklich gut in einen Gruselfilm gepasst.

Ein altes Gesicht erschien, in dem zwei hellwache Augen uns blitzschnell musterten. Sie zeigten nicht einmal Überraschung, nur aus dem schmalen Mund der Alten drang eine Frage.

»Du hast Besuch mitgebracht?«

»Tante Rosa, du mußt verstehen, aber ich konnte…«

»Ich sage ja nichts. Kommt rein!« Rosa Beluzzi zog die Tür so weit auf, daß wir den dahinterliegenden Raum betreten konnten.

Ein kleines Zimmer nahm uns auf. Die beiden Stufen sah ich fast zu spät. Beinahe wäre ich gestolpert.

Ein Ofen sorgte für Wärme. Die trübe Stehlampe in der Ecke gab einen milden Schein ab und ließ eine Hälfte des Raumes im Schatten verschwinden.

Rosa Corelli schritt vor uns her. Sie deutete auf eine alte, ziemlich zerschlissene Couch. »Da könnt ihr alle einen Platz finden«, sagte sie und ließ sich selbst auf einen Stuhl fallen.

Suko und Mandra nahmen auf dem Sofa Platz. Ich holte mir, wie Claudia, einen Stuhl und setzte mich links neben die Wahrsagerin, so daß Claudia und ich sie in der Mitte hatten.

Rosa Beluzzi drehte sich um. Sie schaute ihre Nichte direkt an und fragte: »Wie geht es dir denn, mein Mädchen?«

»Nicht schlecht.«

»Haben dich die Kugeln der Carabinieri noch immer nicht erwischt?«

»Nein, ich war schneller.«

Rosa hob den rechten Zeigefinger. »Du solltest acht geben, ich habe Schlimmes über dich in der Zukunft gelesen.«

Claudia lachte. Sie warf ihre langen, roten Haare zurück. »Das hast du mir schon oft gesagt, Tante, aber ich lebe noch immer.«

»Sei froh und bete, daß es auch so bleiben wird. Kein Mensch lebt ewig. Nur der Herrgott, und damit willst du dich ja nicht vergleichen.«

»Nein, Tante, aber ich möchte dich etwas fragen. Oder vielmehr die Signores.«

Rosa Beluzzi drehte sich um. Der Reihe nach schaute sie in unsere

Gesichter. »Ihr seid nicht von hier«, stellte sie fest und nickte sich selbst zu. »Wie heißen die Länder, aus denen ihr beide kommt?«

Damit meinte sie Suko und Mandra.

Als sie die Antwort bekam, fing sie an zu lachen. »Ja, China und Indien. Geheimnisvolle Länder. Ich las viel darüber und habe einiges davon behalten…«

»Weiche nicht ab, Tante, wir sind wegen etwas anderem hier.«

»Rede, mein Kind.«

Claudia begann. Es paßte mir nicht, daß sie die ganze Geschichte aufrollte, aber wir konnten nicht eingreifen, schließlich waren wir hier nur zu Gast.

La Bandita sprach sehr schnell. Ich wunderte mich darüber, daß ihre Tante ruhig zuhören konnte, ohne eine Gegenfrage zu stellen.

Sehr genau wurde die alte Frau von mir beobachtet. Dabei stellte ich fest, daß sich der Ausdruck ihrer Augen veränderte.

Er schien mir irgendwie lauernd zu werden, und auch Rosas Atem beschleunigte sich.

Wusste sie mehr?

Mein Blick schweifte ab. Ich schaute dabei in Sukos Augen und sah sein Nicken. Auch Mandra bewegte seinen Kopf. Den beiden war anscheinend das gleiche aufgefallen wie mir.

Diese Frau wußte mehr!

Leider wurde die Unterhaltung zwischen Tante und Nichte sehr schnell und auch leise geführt. Ich bekam so gut wie nichts mit, hörte aber das rauhe und harte Lachen der Alten. Danach hustete sie.

Über ihren Kopf hinweg schaute ich Claudia an und redete mit ihr. »Was hat sie gesagt?«

»Keine Ahnung.«

Ich war überrascht. »Sie müssen doch wissen, Claudia, was Ihre Tante Ihnen erzählt hat.«

»Das meinen Sie. Klar. Sie kann sich nicht vorstellen, aus welchem Grund mein Bruder von dem Monstrum geholt worden ist.«

»Und die Bestie selbst?«

»Hat sie nicht gesehen.«

Das war natürlich nicht gut. Wir standen wieder da, wo wir auch angefangen hatten. Keiner wußte etwas, keiner konnte sich etwas vorstellen, keiner wollte reden.

»Sie können ruhig in Ihrer Heimatsprache mit mir sprechen«, sagte die alte Frau plötzlich zu mir und begann zu kichern. »Ich habe unter den Diplomaten auch einige Kunden. Sie kommen zu mir und reden Englisch. Deshalb mußte ich mitlernen.«

»Danke«, sagte ich, »aber Sie haben ja nichts gewußt, wie Sie Claudia schon erklärten.«

»Das stimmt.«

Ich schaute sie an. In den Augen lag noch immer das Misstrauen.

Sie waren auf mich gerichtet, und die Ränder der Lippen zuckten in einem hinterlistigen Lächeln.

Verflixt, die schien etwas zu wissen, hielt sich aber bewußt zurück, und das ärgerte mich.

»Gibt es sonst noch etwas?« fragte sie. »Es ist mitten in der Nacht. Ich wollte eigentlich schlafen.«

»Eine Sache noch«, erwiderte ich. »Sie liegt mir sehr am Herzen. Was haben Sie eigentlich bei dieser Abfallgrube gesucht?«

Damit hatte ich ins Schwarze getroffen. Das Thema schien ihr unangenehm zu sein, denn sie zuckte regelrecht vor mir zurück.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich hätte gern eine Antwort. Was gab es an der Abfallgrube so interessantes zu sehen.«

»Nichts. Nur Dreck.«

»Dennoch waren Sie da.«

»Ja, das war ich!«

»Was wollten Sie dort? Sie haben nach Teer gestunken, wie man uns berichtete.«

»Hat dieser Alte geredet?« giftete die Beluzzi. »Hätte ich mir denken können. Aber ich bin selbst schuld. Ich hätte ihm eine Flasche geben müssen. Dann wäre seine Rederei nicht so dumm ausgefallen.«

»Wobei Sie mir die Frage noch nicht beantwortet haben.« Ich blieb diesmal hartnäckig, auch wenn es Claudia nicht gefiel, denn sie warf mir einen bösen Blick zu.

»Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Ich war dort, weil es mir gefiel.«

»Im Teer…«

»Auch das. Und jetzt gehen Sie bitte!« Rosa Beluzzi stand auf.

Wahrscheinlich hatte ich sie voll beleidigt, und sie wandte sich an ihre Nichte. »Ich hätte nie gedacht, Claudia, daß du mir einen solchen Besuch bringst.«

»Tut mir leid, aber du mußt verstehen. Mein Bruder ist verschwunden. Die Bestie hat ihn mitgenommen. Einfach so. Und da dreht man leicht durch, Tante.«

»Ja, Claudia, das verstehe ich ja.« Rosa umarmte ihre Nichte. »Sei vorsichtig, mein Kind. Für die weitere Suche wünsche ich dir alles Gute.«

»Danke, das kann ich brauchen.« Claudia löste sich von ihrer Tante. Suko und Mandra waren längst aufgestanden. Wir alle wollten gehen und wandten uns schon in Richtung Tür, als wir das dumpfe Geräusch hörten. Es war an der Tür aufgeklungen, aber von draußen.

»Wer kann das sein?« fragte Claudia. »Erwartest du noch Besuch?«

»Nein.« Rosa schüttelte den Kopf. »Ich sehe nach.« Bevor einer von

uns etwas unternehmen konnte, schritt sie bereits auf die Tür zu und riß sie mit einem Ruck auf.

Der Schrei gellte durch den Raum.

Auch wir sahen den Grund.

Vor der Tür hatte eine Leiche gestanden. Sie kippte Rosa Beluzzi genau entgegen…

»Das ist mein Bruder!«

Claudias Stimme gellte noch in den Schrei der alten Frau hinein, und sie schüttelte den Kopf, als könnte sie es nicht begreifen.

Der Anblick war zu schlimm. Auch wir stellten fest, daß es tatsächlich der Mensch war, den man vom Kutter geholt hatte. Er sah nicht mehr so aus wie auf dem Schiff.

Das Monster hatte ihn gezeichnet.

Seine Kleidung war zerrissen. Zerfetzt durch die scharfen Krallen des Monstertieres. Und sie hatten auch tiefe Wunden gerissen, denn der Körper war zu einem blutüberströmten Etwas geworden. Er kippte uns entgegen, denn auch Rosa Beluzzi sprang zur Seite, weil sie ihn nicht mehr halten wollte.

Als der Tote den Boden berührte, war ich bereits unterwegs. Mit einem gewaltigen Satz setzte ich über die Leiche hinweg. Sie war kein Zombie, keine Untote, konnte demnach nicht aus eigener Kraft laufen. Es mußte sie jemand hergeschafft haben.

Aber wer?

Diese Frage stellte sich mir, und es war klar, daß es eigentlich nur der Mörder, also das Monstrum, gewesen sein konnte. Vielleicht hatte der Unhold die Leiche sogar vor die Tür gestellt und befand sich noch in der Nähe.

Deshalb jagte ich los.

Und Suko ebenfalls, während Mandra Korab zurückblieb, als wir ihn schon im Laufen darum baten. Ich wollte nicht, daß die Rosa außer Kontrolle geriet. Sekunden später standen wir in der dunklen, verflucht schmalen Gasse und schauten uns um.

Nichts zu sehen.

Kein Monstrum, keine Bestie, nur Nässe auf dem Boden. Eine Mischung aus Blut und Wasser.

Es gab hier zahlreiche Verstecke. Innerhalb von Sekunden war es möglich, sich in drei, vier oder mehr Schlupfwinkeln zu verbergen.

Da hatten wir einfach keine Chance.

Das wollten wir auch nicht. Da war noch immer dieser Pietro, der auf der Straße lungerte und alles sah. Möglicherweise hatte er etwas Interessantes entdeckt.

Suko hatte die gleiche Idee gehabt wie ich, denn er sagte: »Da war doch noch dieser Alte…«

»Ja, den suche ich auch.«

»Wie hieß er doch gleich?«

»Pietro!«

Beide schritten wir in dieselbe Richtung. Ein paar Meter legten wir zurück, als wir das Stöhnen hörten. Es drang aus einer Nische in der Hauswand.

Schreckliche Befürchtungen stiegen in mir hoch. Ich holte meine kleine Lampe hervor, leuchtete die Nische an, und der dünne Strahl stach in das Gesicht des alten Pietro.

Es war blutüberströmt.

»Mein Gott!« flüsterte ich nur und war blitzschnell bei ihm. Ich ging neben ihm in die Knie, umfasste seine Wangen und schaute in seine Augen.

Sie zeigten einen gebrochenen Ausdruck.

Mein Freund und ich wußten Bescheid. Dieser Mensch stand kurz vor seinem Tod.

Vielleicht konnte er noch reden, deshalb fragte ich ihn. »Wer war es, Pietro? Wer hat dich angegriffen?«

»Der Unhold!« hauchte er mit allmählich versiegender Stimme.

»Er war da und hatte einen Toten bei sich. Ich… ich … wollte noch …« Es waren seine letzten Worte. Er hob noch einmal den Kopf, aus seinem Mund sickerte Blut, dann sackte der Körper in sich zusammen.

Pietro lebte nicht mehr. Er war das zweite Opfer des Unholds geworden. Ich drückte ihm die Augen zu.

Suko und ich standen gemeinsam auf. Wir waren nicht fähig, einen Kommentar abzugeben. Aber wir wußten nun, daß wir keiner Halluzination erlegen waren. Diesen Unhold gab es wirklich. Er lauerte irgendwo in den schmalen Gassen oder in geheimnisvollen Verstecken und wartete nur darauf, zuschlagen zu können.

Zwei Tote hatte es hinterlassen. Wie viele würden es wohl noch werden?

Wir drehten uns um.

Der Mond war weiter gewandert. Die blasse Scheibe schien direkt über der Gasse zu stehen und hineinzuleuchten. Wir sahen die Konturen der kleinen Brücke, die zwei Häuser miteinander verband. Und Wir sahen plötzlich einen Schatten herbeihuschen. So schnell, daß wir nicht einmal feststellen konnten, aus welcher Richtung er gekommen war.

Direkt unter der Brücke blieb der Schatten stehen.

Es war das Monstrum!

Für einen Moment waren wir vor Überraschung sprachlos.

Dieses Geschöpft war sich seiner Sache so sicher, daß es sich sogar öffentlich zeigte und uns mit seinem Erscheinen regelrecht verhöhnte. Sogar ein Fauchen schwang uns entgegen, und wir zögerten nicht mehr länger, sondern rissen unsere Waffen hervor.

Dann peitschten die Schüsse.
Sie zerstörten die Stille. Das Mündungsfeuer leuchtete fahl, und wir sahen, wie sich der Unhold gedankenschnell bewegte. Es tauchte in den seitlichen Schatten der Brücke ein, wobei wir nicht wußten, ob wir getroffen hatten, zudem war das Ziellicht ziemlich mies gewesen.
Dann stieß es sich ab.
Mit seiner Sprungkraft überraschte es uns. Plötzlich befand es sich in der Luft, und es bekam den unteren Rand der Brücke zu packen. Geschmeidig wie ein Affe zog es sich höher.
Ich setzte noch eine Silberkugel hinterher. Sie schlug nur gegen das Gestein und hinterließ eine hellere Furche.
In diesem Moment stürzte Claudia Corelli auf die Gasse. Sie lief in unsere Schussrichtung, hielt selbst eine Waffe in der Hand und schaute sich um.
»Auf der Brücke!« rief ich.
Ihr Blick flog in die Höhe.
Dort duckte sich das Untier soeben hinter dem Steingeländer zusammen und war nicht mehr zu sehen.
Wir liefen auf Claudia zu. Auch Mandra Korab befand sich plötzlich bei uns, während Rosa ebenfalls das Haus verließ, stehen blieb und sich umschaute.
Ich behielt die Brücke im Auge und glaubte, dort eine Bewegung zu sehen. Zudem vernahmen wir ein wütendes Fauchen, das uns von dort oben entgegenschwang.
Mein Blick traf das Gesicht von La Bandita. Ich sah die Angst auf ihren Zügen. Zum erstenmal eigentlich. Ein Beweis, daß auch eine Claudia Corelli Furcht empfinden konnte, und das machte sie mir irgendwie menschlicher.
»Es hat noch einen Toten gegeben«, sagte ich hastig.
»Wer?«
»Der Mann namens Pietro.«
»Nein!« flüsterte Claudia und schlug sich gegen die Stirn.
»Warum mußte er denn sterben?«
»Vielleicht wollte er das Monstrum aufhalten?« vermutete ich.
»Ja, das kann sein…«
Zum erstenmal sagte der Inder etwas. »Wir sollten es verfolgen, John. Es wird sicherlich nicht fliehen. Es weiß, daß wir ihm auf den Fersen sind, und wenn es Zeugen erledigen will, dann sind wir auch an der Reihe. Wahrscheinlich lauert es auf uns.«
Da hatte Mandra ein gutes Wort gesagt und genau den Kern des Problems getroffen.
Dennoch hatte ich einen anderen Vorschlag. »Ich bin natürlich dafür, daß wir die Verfolgung aufnehmen, doch nicht gemeinsam. Jemand sollte bei Ihnen, Signora Beluzzi, zurückbleiben.«

»Bei mir?« Sie lachte. »Weshalb?«
»Wenn das Monstrum die Familie Corelli aufs Korn genommen hat, könnten Sie auch dabei sein.«
»Nein, ich werde nicht…«
Claudia stellte sich auf meine Seite. »Doch, Tante, doch«, sagte sie mit fast beschwörender Stimme. »Ich bitte dich darum! Bleib du zurück und auch unter Bewachung.«
»Das werde ich übernehmen«, meldete sich Mandra Korab freiwillig.
Die Frau schaute ihn scharf an. »Ich kann selbst auf mich acht geben!« versuchte sie es noch einmal.
Es war wirklich nicht nötig, eine lange Diskussion zu führen. In der Zwischenzeit konnte das Monstrum Gelegenheit finden, um weiterhin Angst und Entsetzen zu verbreiten.
»Tante, du bleibst hier!« sagte Claudia mit scharfer Stimme. »Wir werden zurückkommen.«
Rosa Beluzzi nickte. »Ja, ich bin eine alte Frau und kann mich nicht wehren. Nicht gegen dich und auch nicht gegen das Monstrum. Deshalb stimme ich zu.«
»Ich danke dir!«
»Und ich werde bei Ihnen bleiben«, sagte Mandra Korab. »Lassen Sie die anderen ruhig suchen.«
Die beiden verschwanden wieder in dem schmalbrüstigen Haus.
Bevor Mandra den Kopf einzog, um sich durch die offene Tür zu schieben, nickte er mir noch einmal beruhigend zu. Diese Sorge mit Rosa Beluzzi war ich los. Wenigstens dachte ich das…
Ich wandte mich an Claudia. »Kennen Sie sich in dieser Gegend aus?«
»Das will ich wohl meinen. Schließlich bin ich hier geboren.«
»Können Sie sich vorstellen, wo das Monster abgeblieben ist?« wollte Suko wissen.
»Nein, leider nicht. Es gibt in der Altstadt zu viele Verstecke.« Sie deutete in die Runde.
»Aber es muß auch von anderen Zeugen gesehen worden sein«, sagte ich.
»Bestimmt.«
»Und die Schüsse haben keinen hervorgelockt?«
»Nein, Signore Sinclair. Man kümmert sich hier nicht um Schüsse. Man beobachtet nur.«
»Und man versteckt sich«, fügte Suko noch hinzu.
»Ja, so ist es tatsächlich.«
Wir runzelten die Stirn. Durch die Umstände hatten wir leider viel Zeit verloren. Als ich einen Blick zur Brücke hochwarf, sah ich sie leer. Das Monster hatte sich verzogen.
»Wie kommen wir da hoch?« fragte Suko.
»Ich zeige es Ihnen.«

Wir schlossen uns der Frau an. Zwei Polizeibeamte hatten eine Banditen-Lady als Verbündete gewonnen. Das war wirklich ein Ding. Manchmal muß man den Teufel eben mit dem Beelzebub austreiben.

Und Claudia, die Schmuggler-Königin, konnte uns wirklich eine sehr große Hilfe sein.

Von der Straße her kamen wir nicht auf die Brücke. Wir konnten auch nicht so kräftig springen wie die Bestie. Deshalb mußten wir einen anderen Weg wählen.

Die Frau drückte sich in eine düstere Nische. Sie war so schmal, daß Suko und ich uns drehen mußten. Von Claudia sahen wir nichts mehr. Sie verschwand in ihrer schwarzen Kleidung in der Dunkelheit. Es sah so aus, als hätte sie die Finsternis verschluckt.

Ich sah eine Bewegung, die mir andeutete, daß sie ihren Kopf gedreht hatte. Die Stimme schwang uns entgegen.

»Ich drücke jetzt eine Tür auf. Ziehen Sie die Köpfe ein. Hier ist alles sehr niedrig und schmal.«

»Okay.«

Geduckt schlichen wir voran und gelangten in einen Hausflur. Er war sehr schmal, zudem stockfinster, weil es kein Fenster gab, durch das Licht fiel.

Ich knipste meine Lampe an. Als ich den Arm nach rechts schwenkte, sah ich den Beginn einer Wendeltreppe. Sehr schmale Stufen führten in die Höhe. Man konnte diese Treppe schon als halsbrecherisch bezeichnen.

Claudia ging wieder vor. Ich wunderte mich darüber, daß uns kein Mensch begegnet war. Es hatte auch niemand von uns Notiz genommen, und so erreichten wir unangefochten das Ende der Treppe, zwängten uns durch eine Luke und erreichten einen kleinen Flur. Zur rechten Seite hin war er offen. Dort begann die Brücke.

Wir betraten sie.

Jetzt lag die Gasse unter uns, als wir über das Geländer schauten!

Im Licht der Lampe suchten wir nach Spuren.

Wir sahen etwas.

Nässe und Blut.

Suko tauchte seinen Finger in die dunkle Flüssigkeit: »Frage: Stammte das Blut von dem Monstrum oder von einem Menschen?«

Ich tippte letzteres: »Unsere Kugeln haben es leider nicht erwischt«, fügte ich noch hinzu.

»Vielleicht nutzen Silbergeschosse auch nichts.«

»Kann sein.«

»Sie schießen mit Silberkugeln?« fragte Claudia überrascht.

»So ist es.«

»Aber wie ist das möglich? Wie kann man mit Kugeln aus Silber schießen. Das… das …«

Es war an der Zeit, sie ein wenig über unseren Job aufzuklären.

Das übernahm ich.

La Bandita, die Schmuggler-Königin, hatte einiges erlebt, doch was sie nun hörte, konnte sie kaum fassen. Sie schaute uns an und schüttelte nur den Kopf.

»Das ist doch nicht möglich. Und so etwas gibt es?«

»Denken Sie an den Unhold. Es ist unser Job, diese und ähnliche Monstren zu jagen.«

Sie schaute zu Boden. »Dann können wir darauf hoffen, daß es auch einen Erfolg gibt.«

Ich nickte. »Bisher jedenfalls haben wir immer ziemlich gut abgeschnitten.«

»Kommt, weiter!« drängte Suko.

Wir gingen über die Brücke. Der Inspektor hatte ebenfalls seine Lampe hervorgeholt. Die beiden schmalen Lichtfinger zuckten über den Boden, und wir hatten Glück.

Wir fanden Spuren.

Nässe und Blut wiesen uns den Weg. Die andere Seite der Brücke endete ebenfalls in einem Flur. Wir durchschnitten ihn und sahen auch einige Türen.

Vor der letzten blieb Claudia stehen. Sie hämmerte mit der Faust gegen das morsche Holz.

Im Flur selbst stank es nach allem möglichen. Zudem war es kalt und zugig.

Endlich wurde geöffnet. Ein Mann streckte seinen Kopf durch den Spalt. Es fiel ebenfalls Lichtschein nach draußen. Er berührte uns mit einem schmalen Streifen.

»Was willst du?« fragte der Mann.

»Hast du es gesehen?«

»Nein!«

»Doch, du lügst«, sagte Claudia und hatte blitzschnell ihre Waffe gehoben. Ehe sich der Mann versah, berührte die Mündung seine Stirn, und er zuckte zurück.

»Bleib nur hier, Gaetano, sonst drücke ich ab.«

»Ja, aber…«

»Hast du das Monster gesehen, ja oder nein?«

»Ja…«

»Gut, weshalb nicht gleich so. Wo ist es hingelaufen? Es war auf der Brücke und hat sich wahrscheinlich auch in diesem verdammten Flur aufgehalten.«

»Es ging nach unten«, wisperte der Mann.

»Mehr weißt du nicht?«

»Nein, nein.« Sein Gesicht schien vor Angst zu erstarren. »Ich sah es nicht einmal richtig, ich hörte es nur«, wisperte er. »Seine schweren

Schritte polterten die Treppe hinab…«
»Du hast bestimmt aus dem Fenster geschaut, Gaetano, nicht wahr? Ich kenne dich und deine Neugierde.«
»Ja, Claudia.«
»Und was hast du gesehen?«
»Es ging weiter.«
»Wohin?«
»Nicht zur Abfallhalde. Mehr zu den Hügeln.«
»Das war alles?«
»Si, Claudia, wirklich.«
»Gut, ich glaube dir. Schließ dich ein und öffne keinem die Tür. Verstanden?«
Da Claudia Corelli die Waffe wieder zurückgezogen hatte, nickte er heftig. Dann schloß er die Tür.
»Haben Sie alles verstanden?« fragte uns die Frau.
Ich nickte. »So einigermaßen.«
»Wo kann sich denn das Monstrum hingewandt haben?« wollte ich wissen. »Sie kennen sich schließlich hier aus.«
»Zu den Hügeln, hat Gaetano gesagt. Die sind natürlich groß.«
»Gibt es dort etwas Besonderes?« fragte ich. »Zum Beispiel einen Ort, an dem er sich wohlfühlen kann?«
»Das weiß ich nicht. Da stehen noch einige Bäume, und es gibt dort einen Friedhof.«
Ich hob die Augenbrauen. »Das kann es sein.«
»Meinen Sie wirklich, daß er sich auf einem Friedhof verborgen hält?«
»Als Versteck ist so ein Gelände ausgezeichnet.«
»Weshalb sollte er sich verbergen?«
Sukos Frage war gut. Eine Antwort konnte ich meinem Partner auch nicht geben. Dafür hatte Claudia eine Idee. »Dort liegen zahlreiche Menschen aus dieser Gegend begraben. Unter anderem auch mein Vater.«
Das war wieder ein Steinchen innerhalb des Mosaiks. Claudias Vater, also. Ihr Bruder war ermordet worden, ihrer Tante hatte man die Leiche vor die Tür gestellt. Irgendwie schien sich alles um die Familie Corelli zu drehen, dessen war ich mir immer sicherer.
»Was nutzt das lange diskutieren? Es ist am besten, wenn wir selbst nachschauen«, sagte Suko.
Gegen diesen Vorschlag hatte niemand von uns etwas einzuwenden.

***

Rosa Beluzzi schloß hinter Mandra Korab die Tür und drehte sich um. »Sie brauchen meinetwegen wirklich nicht zu bleiben«, sagte sie.
Der Inder lächelte. »Es ist aber besser.«

Rosa hob die Schultern. Sie blickte auf die Leiche des jungen Mannes und schüttelte sich. »Man müßte sie wegschaffen.«

»Aber erst der Polizei Bescheid geben.«

Die Augen der alten Frau begannen zu blitzen. »Sind Sie wahnsinnig? Die Polizei kommt mir nicht ins Haus. Für die Carabinieri bleibt meine Tür geschlossen.«

»Denken alle so in dieser Gegend?«

»Ja.«

Der Mann aus Indien enthielt sich eines weiteren Kommentars.

Er und seine Freunde hatten mit Polizisten gesprochen. Auch deren Probleme waren angerissen worden. Die Beamten hatten sich darüber beschwert, wie wenig Unterstützung sie aus der Bevölkerung bekamen. Nun erlebte Mandra die Praxis am eigenen Leib.

Mandra war ein Fremder in dieser Umgebung. Er sprach die Probleme nicht mehr an und bat die Frau um eine Decke.

»Die kann ich Ihnen holen.« Rosa Beluzzi verschwand in der Schlafkammer. Sir kehrte wieder zurück und hielt eine graue Decke in den Händen. Mandra nahm sie entgegen und breitete sie über die Leiche. Nur noch die Füße schauten hervor.

»Wir können sie auch nach draußen legen«, schlug Rosa vor.

»Nein, sie bleibt hier.«

Rosa hob die Schultern, ging auf den Tisch und zupfte eine kleine Decke zurecht. Dabei erkundigte sie sich, ob Mandra etwas trinken wollte, der Inder lehnte ab.

»Ich aber.«

»Bitte.«

Rosa Beluzzi öffnete eine Schranktür. Mandra hatte den Kopf gedreht und beobachtete sie. Im Oberteil des Schranks standen einige Flaschen. Schnaps und auch Wein.

Zielsicher griff die faltige Hand der Frau nach einer Schnapsflasche, holte sie hervor und hielt sie gegen das Licht. Die Flasche war noch zur Hälfte mit einer hellen Flüssigkeit gefüllt. »Ja, das ist gut«, sagte sie und holte auch ein Wasserglas. Dann setzte sie sich Mandra gegenüber und kippte das Glas zur Hälfte voll. Sie trank mit Genuß. Als sie das Glas absetzte, befand sich nur noch ein Rest darin. »Es ist das einzige, das einer Frau noch bleibt«, erklärte sie.

»Der Alkohol.«

»Darüber könnte man sich streiten.«

Rosa verzog ihre Mundwinkel. »Ich weiß, daß Sie es anders sehen, Signore, aber ich brauche das nun mal. Tut mir leid, wirklich.«

Sie schenkte noch einmal nach, und ihre Augen begannen zu glänzen, als sie trank. Diesmal ließ sie nichts mehr zurück.

Mandra Korab wollte sie ein wenig ablenken. »Sagen Sie, Rosa, beschäftigen Sie sich wirklich mit der Hellseherei, oder sind Sie

Wahrsagerin?«
»Das letzte.«
»Und Sie haben auch Erfolge gehabt?«
»Ja, die hatte ich.« Sie beugte sich vor und legte ihre Hände flach auf den Tisch. »Sogar große Erfolge. Es hat sich nämlich herumgesprochen, was ich leiste. Zu mir kommen hohe Herren, oder ich gehe zu Ihnen. Sie sind und waren zufrieden mit mir. Gerade jetzt, am Ende eines Jahres, habe ich viel zu tun gehabt, und ich habe allen die nahe Zukunft vorausgesagt.«
»Wie sah sie normalerweise aus?«
»Unterschiedlich. Bei dem einen gut, bei dem anderen schlecht.«
Rosa blieb bei ihrer Antwort sehr allgemein.
»Könnten Sie mir auch die Zukunft sagen?« fragte Mandra.
»Selbstverständlich.«
»Dann tun Sie es.«
Rosa schaute den Inder scharf an. »Sie wollen wirklich Ihre Zukunft wissen?«
»Darum habe ich Sie gebeten.«
»Können Sie denn Wahrheiten vertragen?«
»Auch das«, erwiderte der Inder.
Die Beluzzi tat noch nichts. Sie schaute ihr Gegenüber aber an.
Schließlich nickte sie und sagte mit leiser Stimme. »Reichen Sie mir Ihre Hand!«
Mandra streckte den Arm aus, während Rosa die Flasche und das Glas zur Seite räumte, damit es nicht behinderte. Sie beugte sich noch etwas weiter vor und nickte, als sie murmelte. »Eine sehr interessante Hand. Allein vom Aufbau her. Sie ist kräftig, gut durchblutet, und auch in den Fingern steckt die nötige Kraft, das kann man gut sehen.« Sie hob ihre eigene Hand an und strich mit den Fingerkuppen über die Innenfläche. »Sehr kräftig«, wiederholte sie, »und dennoch kaum Schwielen zu erkennen. Das ist in der Tat außergewöhnlich.«
»Können Sie mir nicht mehr sagen?« fragte Mandra.
»Ja, gern, warten Sie.« Die Frau schaute nun genauer nach. Ihre Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Sie besitzen eine lange Lebenslinie«, erklärte sie. »Sehr interessant, aber Sie üben einen gefährlichen Beruf aus, deshalb wundere ich mich über die Linie. Es kann sein, daß es Sie einmal sehr schnell erwischt.«
»Weiter!«
Rosa lachte leise. »Wer zu mir kommt, muß Geduld mitbringen, Signore. Merken Sie sich das.« Danach schwieg sie, bewegte Stirn und Augenbrauen und sprach weiter. »Sie kommen aus einem fernen Land und befinden sich auf der Suche. Habe ich recht?«
»So kann man es sagen.«
Die Frau lachte leise. »Die Suche wird nicht einfach sein. Sie

überschattet sogar Ihre Existenz. All das, was Sie fühlen, reden und unternehmen ist nur auf die Suche konzentriert.«

»Stimmt.«

Die Frau fuhr fort. »Weiterhin gibt es in Ihrem Leben keine Frau, an die sie sich gebunden haben, denn Sie wollen diese nicht einer Gefahr aussetzen.«

»Da haben Sie ebenfalls recht.«

»Wusste ich. Für die Zukunft allerdings sehe ich schwarz, wirklich.«

»Welche Zukunft?«

»Die nahe.«

Mandra konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Diese gesamte »Sitzung« kam ihm wie eine Farce vor. Er glaubte nicht daran, daß die Frau aus seinen Handlinien die Zukunft lesen konnte. Die machte ihm hier etwas vor, da war sich Mandra sicher. Sie sprach zwar in Rätseln – das taten viele Hellseherinnen –, aber Mandra war dennoch davon überzeugt, daß sie mehr wußte, als sie zugeben wollte. Und zwar bezog sie dieses Wissen aus irgendeiner Quelle.

Vielleicht sogar steckte sie mit dem Monstrum unter einer Decke und wußte etwas über die noch verschwundenen fünf Dolche, denn zwei waren erst gefunden worden.

Mandras Hand zuckte. Er wollte sie zurücknehmen. Sehr schnell griff Rosa zu und hielt sie fest. »Nein, die Sitzung ist noch nicht beendet. Was ich mache, das mache ich ordentlich. Sie haben ein Recht darauf, mehr zu erfahren.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

Da lachte die alte Frau. »Das haben mir schon viele gesagt. Später wurden sie dann eines Besseren belehrt, und auch Ihnen wird es nicht anders ergehen.«

»Davon bin ich nicht überzeugt. Ich glaube allerdings eher, daß Sie Ihr Wissen aus ganz anderen Quellen beziehen.«

»Und welche meinen Sie?«

»Die Antwort müßten Sie mir geben können.«

»Gern. Ich stehe mit Mächten in Verbindung, die das Jenseits kontrollieren. Diese Geister beherrschen nicht nur die Gegenwart, sie können auch in die Zukunft schauen, und das übermitteln sie mir auch. Sie haben über das Schicksal jedes Menschen Buch geführt. Es gibt nur wenige Personen auf der Welt, denen sie sich offenbaren. Ich gehöre dazu. Und wenn ich Ihnen sage, daß die nahe Zukunft gefährlich aussieht, so stimmt das auch. Sie ist gefährlich, sogar sehr gefährlich. Ich kann für Ihr Leben nicht garantieren. Auch ein Kämpfer wie Sie ist einmal am Ende seines Lebensfadens angelangt. Viel Zeit bleibt Ihnen nicht mehr.« Nach diesen Worten lehnte sich die Frau zurück, und ihr Gesicht verschwand wieder im Schatten, als es aus dem Lichtkreis der Lampe geriet.

Mandra blieb steif sitzen. Er wollte seine Hand wieder zurückziehen, dagegen hatte Rosa etwas. »Nein, lassen Sie die noch liegen«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Weshalb?«

»Ich bin noch nicht fertig. Es kommt etwas hinterher!«

Der Inder schaute Rosa sehr genau an. In ihrem Gesicht regte sich nichts. Sie hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt, aber Mandra Korab traute dem Braten nicht.

»Einen Moment noch!« hauchte sie, lächelte dabei falsch und ließ die linke Hand unter dem Tisch und auch unter der an den Seiten herabhängenden Decke verschwinden.

Im nächsten Augenblick vernahm Mandra Korab ein Schaben. Es war entstanden, weil Rosa Beluzzi eine Schublade aufgezogen hatte. Mandra war gespannt, was sie hervorholen würde und drückte seinen Oberkörper ein wenig vor, damit er besser schauen konnte.

Dennoch wurde er überrascht.

Den Gegenstand, den Rosa der Schublade entnahm, kannte er verflixt gut.

Es war sein Dolch!

***

Wir hatten diesen Gassenwirrwarr zum Glück hinter uns gelassen und bewegten uns nun durch ein etwas freieres Gelände. An einer alten Kirche kamen wir in dem Augenblick vorbei, als die kleine Glocke im Turm einmal schlug.

Der Klang hörte sich dünn an. Er war mit dem einer Totenglocke zu vergleichen, und er paßte irgendwie in die Umgebung.

Licht gab es so gut wie nicht. Allein hätten wir uns verlaufen, aber Claudia kannte hier jeden Flecken und war eine ausgezeichnete Führerin.

Die Kirche war an einen Hang gebaut worden. Auch der Weg stieg an. Er war sehr steinig. Rechts von ihm fiel das Gelände ab, so daß wir auf die Dächer der schmalen Häuser des Viertels schauen konnten, das wir bereits verlassen hatten.

Die Lichter, die wir zu sehen bekamen, konnten wir an einer Hand abzählen, so wenige waren es.

Über Neapel lag die Finsternis.

Ein Zeichen?

Vielleicht, und selbst der Mond schien sich verdunkelt zu haben.

Von den Vulkanbergen sahen wir nichts. Sie waren von der Dunkelheit verschluckt worden.

Der Weg wurde noch steiler. Hinter der Kirche begann das, was unsere Führerin als Wald bezeichnet hatte. Ein paar Bäume Verloren sich in der Landschaft.

Claudia blieb stehen. »Hinter dem Wald beginnt der Friedhof«, erklärte sie.

»Wald ist gut.«

La Bandita hob die Schultern. »Wir sind bescheiden geworden. Zudem bewegen wir uns auf Vulkanboden. Der kann zwar fruchtbar sein, aber der Wald wird immer wieder vernichtet, wenn der Berg Feuer speit. Es ist eine karge Gegend, die Menschen, die hier oben leben, haben sich ihr angepasst.«

»Keine Gegend für Touristen«, bemerkte ich.

»Nein. Zudem liegt Pompeji in der anderen Richtung. Die Slums von Neapel interessieren keinen, und das ist auch gut so. Wir reagieren manchmal sehr böse, wenn Fremde sich in den Gassen verlaufen.«

»Darüber kann man auch in unseren Zeitungen lesen.«

Claudia blitzte mich an. »Glauben Sie das auch alles, was so geschrieben wird?«

»Das habe ich nicht behauptet.«

Wütend drehte sie sich um und ging weiter.

»Du solltest sie nicht noch weiter reizen!« flüsterte mir Suko ins Ohr. »Wir brauchen sie.«

»Okay, du hast recht.«

Die harten Zweige der Bäume streiften unsere Schultern, so dicht wuchsen sie an den Weg heran. Manchmal fuhren sie auch über meine Haare, und ich mußte den Kopf einziehen.

Der Untergrund änderte sich. Er wurde weicher, weil Nadeln den Boden bedeckten.

Unangefochten passierten wir den Wald, der uns mit seinem seltsamen Schweigen umgab. Nach einer Kurve sahen wir vor uns etwas Helleres schimmern.

Ein Licht war es nicht. Claudia Corelli blieb stehen, drehte sich um und gab die Erklärung. »Das ist bereits die Mauer des Friedhofs. Man hat sie erst vor drei Monaten frisch gekalkt.«

Es dauerte nicht mal eine Minute, bis wir die Mauer und auch das Eingangstor erreicht hatten. Claudia blieb neben uns stehen und deutete auf das schmiedeeiserne Gitter. »Abgeschlossen ist nie. Wir können die Tür aufdrücken.«

Das taten wir auch. Sie bestand aus zwei Flügeln, und La Bandita stieß den rechten der beiden nach innen. Die Angel waren angerostet, die quietschten, als sich das Tor bewegte. Als Innenmuster zeigte es einen Engel, der die Hand ausgestreckt hielt und einem Toten aus dem Grab half.

Unsere Schritte knirschten, als wir über Kiesboden gingen.

Rechts und links befanden sich die Gräber.

Da der Mond über uns stand, fiel auch sein Licht auf diesen kleinen Friedhof und gab dem Gelände einen unheimlichen Touch.

In seinem fahlen Licht konnten wir sogar Einzelheiten ausmachen.
So baufällig die Wohnungen der Menschen oft wirkten, dieser Friedhof zeigte uns das genaue Gegenteil. Man hatte sich bei den Gräbern Mühe gegeben, und auch keine Kosten gescheut. Jedes Grab wirkte gepflegt.
Normale Steine, wie wir sie von unseren Friedhöfen her kannten, entdeckten wir hier so gut wie nicht.
Jeder hatte eine andere Form.
Da gab es vor allen Dingen Engel in den unterschiedlichsten Variationen. Manche schwebten, andere standen, einige waren mit Schwertern bewaffnet, wieder andere hielten ein Kreuz in der Hand.
Die Gesichter waren glatt, doch in diesem seltsam schattenlosen Mondlicht wirkten sie sehr lebendig, als wollten sie uns zuwinken und den Besucher davor warnen, nur keinen Frevel zu begehen.
Im Hintergrund des Friedhofs glühten einige Lichter. Sie strahlten ein rotes Licht ab, aber auch das Licht heller Kerzen sah ich. Die Flammen wurden durch kleine Glasbehälter geschützt.
Die Stille des Todes bettete die Gräber ein. Kein Laut war zu hören, nur unsere Schritte durchbrachen die ungewöhnliche und beinahe andächtige Stille.
Natürlich waren wir gespannt. Wenn ich mir den Friedhof genauer anschaute, so kam ich zu der Überzeugung, daß es sich für ein Monster, wie wir es suchten, hervorragend als Versteck eignete.
Die Grabsteine boten genügend Platz, und es gab auch schattige Ecken und Winkel, wo es untertauchen konnte.
Als wir die Mitte des Friedhofs erreicht hatten, blieb Claudia stehen und schaute uns an. Dabei hob sie die Schultern. »Tut mir leid, es war wohl eine falsche Spur.«
»Das würde ich nicht sagen«, erwiderte Suko. »Der Friedhof ist groß genug. Er bietet zahlreiche Verstecke.«
La Bandita hob die Schultern, als würde sie frösteln. »Dann glauben Sie daran, daß wir den Unhold hier finden können?«
»Noch immer.«
Sie runzelte die Stirn. »Möglich«, sagte sie leise, bevor sie vorschlug, erst einmal zum Grab ihres Vaters zu gehen.
»Meinen Sie, daß er sich dort aufhalten wird?«
»Wenn er unsere Familie aufs Korn genommen hat.«
»Ihr Vater ist doch tot, wie sie sagten.«
»Sicher…«
Ich schaute sie an. Sehr überzeugt sah sie mir nicht aus. Es lag auf der Hand, daß sich La Bandita in dieser unheimlichen Umgebung überhaupt nicht wohl fühlte. Dabei waren die Toten wirklich die einzigen, die einem Menschen nichts taten.
Vorausgesetzt, man hatte es nicht mit Zombies zu tun. Mit lebenden

Toten also.
»Wo liegt er denn begraben?« wollte Suko wissen.
»Am Ende des Friedhofs. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich das Grab lange nicht mehr besucht habe. Deshalb ist es mühsam für mich, es zu finden.«
»Suchen wir es trotzdem.«
Wir waren bisher auf dem Hauptweg gegangen. Den verließen wir nun, betraten einen schmalen Seitenpfad und sahen nur an der linken Seite Gräber. Rechts von uns wuchs eine dichte Hecke, die in der Dunkelheit wie ein großer Schatten wirkte. Als ich daran entlang strich, bemerkte ich die Dornen in der Hecke, die über meine Kleidung kratzten.
»Können Sie mal leuchten?« bat Claudia.
Wir taten ihr den Gefallen. Dünn sahen die beiden Lichtfinger aus, als sie sich über dem Boden bewegten, Gräber berührten und sich weiter tasteten, bis Claudia plötzlich »Halt!« sagte.
Die Lichtfinger kamen zur Ruhe.
»Da ist das Grab. Ja, das muß es sein.«
Wir gingen näher, waren sehr vorsichtig und behutsam und hörten Claudias erschreckten Schrei.
Die Lichtfinger begannen zu tanzen, als wir uns schneller bewegten. Jetzt sahen wir das Grab auch und wußten, aus welchem Grunde La Bandita so aufgeschrieen hatte.
Das Grab war aufgebrochen!
Man hatte auch für Claudias Vater einen Grabstein besorgt.
Durch die aufgewühlte Erde war er ein wenig gekippt und stand jetzt schief auf dem weichen Untergrund.
Die Erde mußte jemand von unten her aufgewühlt haben. Sie war in die Höhe geworfen worden und dabei zu beiden Seiten des Grabs auf den Weg gerollt, wo sich kleine Hügel gebildet hatten.
Es hatten auch Blumentöpfe und eine Schale auf dem Grab gestanden. Sie waren ebenfalls umgefallen und hatten ihren Platz auf den frischen Erdhügel gefunden.
Ich warf einen Blick auf Claudia.
La Bandita stand auf der Stelle wie angewachsen. Sie hatte eine verkrampfte Haltung eingenommen. Den Mund wie zum Schrei aufgerissen, die Hände geballt. Nur langsam öffnete sie die Fäuste, und die Arme sanken in demselben Tempo nach unten.
»Jemand muß ihn herausgeholt haben«, flüsterte sie.
Da war ich nicht so sicher. Wir hatten Erfahrungen mit Zombies gesammelt und schon öfter erlebt, daß sie ein Grab auch ohne fremde Hilfe verlassen konnten.
Der Vater dieser Frau mußte zu einem Zombie geworden sein.
Eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht.

Ich sah, daß Claudia etwas sagen wollte und nickte ihr aufmunternd zu. »Reden Sie, bitte!«

»Si, si…« Sie holte noch einmal Luft. »Es … es ist so schrecklich, so unwahrscheinlich. Ich hatte ja nicht darüber sprechen wollen. Doch jetzt, wo ich das Grab sehe, muß ich es einfach loswerden.«

»Und was ist es?«

Claudia Corelli senkte den Kopf und starrte auf ihre Schuhspitzen. »Ich habe das Monstrum auf dem Schiff gesehen und auch später in der Gasse. Und da ist mir etwas aufgefallen. Und zwar im Gesicht.«

»Was denn?«

»Das Gesicht des Unholds, es… es kam mir bekannt vor. Die Züge hatten Ähnlichkeit mit denen meines Vaters!«

Das war ein Klopfer.

Mit allem hatten wir gerechnet, nicht mit dieser Erklärung. Suko und ich schauten uns an, schüttelten die Köpfe, und der Chinese wandte sich an La Bandita. »Sind Sie sicher, Claudia?«

»Leider.«

Der Fall wurde immer verzwickter. Ich verstand ihn einfach nicht. Zu viele Schleier lagen noch über dem Geheimnis, und ich fragte mich, ob wir sie jemals fortziehen konnten.

»Dann ist ihr Vater also das Monster«, flüsterte ich.

Sie nickte. »So könnte es sein.«

Suko dachte in diesen Augenblicken praktischer. »Gibt es hier irgendwo einen Spaten?«

Claudia überlegte. Wir sahen ihr an, daß sie mit ihren Gedanken woanders war, und der Chinese mußte seine Frage wiederholen.

Erst dann bekam er eine Antwort.

»Ja, es gibt hier Werkzeuge. In einer kleinen Hütte müssen sie stehen.« Sie deutete nach rechts.

Suko setzte sich in Bewegung. Claudia und ich blieben zurück.

Kaum war Sukos Gestalt mit der Dunkelheit verschmolzen, als ich das Weinen der Frau hörte.

Als Anführerin einer Bande hatte sie sich durchgesetzt. Hier aber verzweifelte sie fast. Sie schüttelte den Kopf.

Ich legte ihr tröstend eine Hand auf die Schulter. »Wir werden den Fall schon aufklären«, sagte ich.

»Aber mein Vater…«

»Vielleicht stimmt es auch nicht. Wenn es tatsächlich der Fall sein sollte, müssen wir darüber nachdenken, wie es möglich gewesen ist, daß Ihr Vater zu einem solchen Monstrum werden konnte.«

»Es ist die verfluchte Erde.«

»Wie meinen Sie?«

»Man hat immer darüber gelacht, und ich auch. Aber beim letzten Erdbeben muß etwas Schreckliches mit an die Oberfläche gelangt sein.

Etwas, das wir nicht packen können, das seit Urzeiten schon in der Erde gelauert hat.«

»Was soll es gewesen sein?«

»Das kann ich auch nicht sagen, da hätten Sie meine Tante fragen müssen. Es ist eine alte Legende, mehr weiß ich auch nicht. Das heißt, diese Legende soll sich erfüllen, wenn irgendein Ereignis eintritt.«

»War damit das Erdbeben gemeint?«

»Keine Ahnung.«

Suko kam zurück, damit war das Gespräch zwischen uns unterbrochen worden.

Mein Freund hatte praktisch gedacht und gleich zwei Schaufeln mitgebracht. Eine davon drückte er mir in die Hand, »Los, Alter, beweg dich mal!«

»Soll ich nicht auch mithelfen?« fragte Claudia.

»Nein, das erledigen wir. Halten Sie nur die Umgebung im Auge.« Suko drehte sich ab und begann damit, das Blatt in den weichen Boden hineinzustechen.

Ich tat es ihm nach.

In der nächsten Viertelstunde schufteten wir wie die Berserker.

Die Erde hatte viel Feuchtigkeit aufgenommen und war schwer.

Kein Wunder, daß mir schon bald das Kreuz wehtat.

Claudia behielt tatsächlich die nähere Umgebung im Auge. Hin und wieder leuchtete sie mit unseren Lampen, die wir ihr überlassen hatten. Sie entdeckte nichts, sondern erschreckte nur einmal ein Tier, das sehr schnell davonhuschte.

»Widerstand!« meldete Suko.

Das Monstrum war es nicht. Sukos Schaufelblatt hatte etwas Hartes berührt. Claudia reagierte gut. Sie leuchtete in die Grube hinein, wir schoben noch ein wenig Lehm zur Seite und entdeckten die Trümmer des Sargs, in dem die Leiche gelegen hatte.

Es war ein helles Holz, das konnte man auch nach so langer Zeit noch erkennen.

Stofffetzen eines Leichenhemdes sahen wir. Würmer krochen im Lichtstrahl davon, und auch ein dicker Käfer, dessen Haut wie ein Öltropfen glänzte, suchte das Weite.

»Hier hat er gelegen«, sagte Suko.

Ich nickte und drückte mich an meinem Freund vorbei. In dem Grab war es ziemlich eng, und ich geriet an eine Stolle, die wir zwar freigeschaufelt, zuvor jedoch noch nicht betreten hatten.

Ein hohles Geräusch war zu vernehmen.

Auch Suko hatte es gehört, hob den Kopf und schaute mich fragend an. Ich bückte mich bereits, fühlte mit den Händen und ertastete unter meinen Fingern etwas Raues.

Das war Holz.

»Kannst du es erkennen?« fragte Suko.

»Ich glaube, daß wir hier eine Falltür haben.«

»Was?« rief Claudia von oben, bekam aber keine Antwort, weil ich erst sicher sein wollte.

Suko bückte sich ebenfalls. Gemeinsam schaufelten wir Erde und Sand zur Seite, so daß wir die Umrisse der Falltür genau erkennen konnten. Sie war so groß, daß auch wir hindurch passten.

Und einen Griff sahen wir.

Bevor wir ihn packten, schaute ich zu Claudia Corelli hoch. »Geben Sie mir bitte die Lampen!«

Sie reichte sie mir, und ich ging einen Schritt nach hinten, so daß Suko Platz bekam, um die Falltür in die Höhe zu ziehen.

Er strengte sich an. Ruckartig zog er, und im nächsten Augenblick gab es ein schmatzendes Geräusch, dann stand die Luke waagerecht, fiel nach hinten und knallte dicht vor meinen Fußspitzen auf die weiche Lehmerde.

Wir schauten in die Tiefe. Ich sah Sukos Wink, ging einen Schritt vor und leuchtete hinein.

Wir brauchten nicht einmal zu springen, sondern konnten eine Leiter benutzen, die in die Tiefe führte. Sehr alt konnte sie nicht sein, denn das Holz schimmerte noch hell.

Claudia hatte vom Rand des Grabes zugeschaut. »Da ist ja eine Leiter«, sagte sie.

»Wissen Sie, wo wir landen, wenn wir…?«

»Nein, John. Ich habe davon nie gehört. Wo soll das noch alles hinführen?«

Das fragte ich mich auch. Bisher tappten wir noch völlig im Dunkeln. »Wir werden es herausfinden«, sagte Suko und traf Anstalten, in die Tiefe zu steigen.

»Ich will mit.« Claudia bewegte sich. Sie stützte eine Hand auf, um sich in das Grab schwingen zu können, ich aber hielt sie fest.

»Nein, Sie bleiben hier!«

»Wieso?«

»Laufen Sie zu Ihrer Tante zurück. Warnen Sie sie. Bestimmt weißt sie nicht, wer sich hinter der Maske dieses Monstrums verbirgt. Gehen Sie. Schnell!«

La Bandita überlegte noch. So einen Ton war sie nicht gewohnt, denn normalerweise gab sie die Befehle. Diesmal fügte sie sich, drehte sich um und verschwand.

Ihre hastigen Schritte verklangen.

Suko war schon bis zur Brust verschwunden. Ich zögerte keine Sekunde länger und folgte ihm in die Tiefe…

***

Mandra Korab wollte seinen Augen kaum trauen. Die Frau hielt *seinen* Dolch in der Hand.

Das gab es nicht. Das war verrückt, irre, Wahnsinn, dennoch eine Tatsache.

Während er steif wie eine Statue dasaß, wirbelten die Gedanken durch seinen Kopf. Die Spur, die sie aufgenommen hatten, war also nicht falsch gewesen. Er hatte den dritten Dolch hier in Neapel finden können. Mandra dachte an die nahe Vergangenheit. Aus Cornwall waren sie gekommen. Dort hatten Suko, John und er den zweiten Dolch gefunden. Er war in die Hand des Druiden Guywano gelangt, der einen uralten Friedhof bewachte, in dem verstorbene Druiden lagen. Und Guywano hatte auch von Luzifer berichtet, der sich der Dolche annahm und sie einfach fortschleuderte. In viele Richtungen, vielleicht auch in andere Dimensionen, auf jeden Fall dorthin, wo sie nicht leicht zu finden waren.

Da die Dolche ein relatives Eigenleben führen konnten, suchten sie sich praktisch die Plätze aus, wo sie landeten, und einer war nach Neapel gelangt.

»Na, was sagst du nun?« fragte Rosa Beluzzi flüsternd. Sie hielt die Waffe so, daß Licht auf die schwarze Klinge fallen konnte. Der rote Griff verschwand in ihrer Faust.

»Ich kenne die Waffe«, sagte Mandra.

»Das weiß ich genau.«

»Dann haben Sie meinen Besuch erwartet?«

»Ja.« Sie kicherte leise und drehte die Faust. Der Lichtschein wanderte über die dunkle Klinge. An einigen Stellen ließ er sie heller aufleuchten. »Sieben Dolche für den Teufel, Mandra Korab. So steht es nicht nur geschrieben, so habe ich es auch gehört. Sieben Dolche, die dem Teufel gefährlich werden können, doch der oberste Höllenherrscher Luzifer hat dafür gesorgt, daß sie aus dem Spiel genommen wurden. Erinnerst du dich an London, Inder?«

Ja, daran erinnerte sich Mandra. Er hatte eine Botschaft bekommen. Im Traum war sie ihm eingegeben worden. Ein unbekannter Sprecher hatte ihm zugeflüstert, dass er den dritten Dolch in Neapel finden konnte. Versteckt in der Nähe des Meeres und von einem Monstrum bewacht. Alles war genau eingetroffen.

»Du bist in meine Falle gegangen«, erklärte ihm Rosa Beluzzi.

»Denn ich war es, der zu dir sprach. Erkennst du mich nicht an der Stimme. Mir hat die Hölle eine Botschaft gegeben. Ich wußte, wo ich den Dolch finden konnte und die Hölle hat sich bewußt eine Person, wie ich es bin, ausgesucht. Ich habe schon seit langer Zeit mit den Kräften des Bösen in Verbindung gestanden. Fast mein gesamtes Leben, das ich der Hölle weihte. Sie gab mir die Kraft für die Voraussagungen, ich war und bin ihr Diener und mußte so lange

warten, bis ich ihr einen Gefallen tun konnte. Nein, ich irre mich da, es war der zweite Gefallen. Willst du den ersten auch wissen, Mann aus Indien?«

»Ja.«

»Das Monster kenne ich«, flüsterte die alte Frau. »Sogar sehr gut, denn es war einmal ein Mensch. Und jetzt hör genau zu! Diese Bestie von Neapel ist in ihrem ersten Leben ein Mann gewesen. Mann und Vater. Der Vater einer Frau, die sich an die Spitze der Banditen hochgeschossen hat. Ahnst du es?«

»Claudia Corelli!«

»Genau. Das Monster ist Claudias Vater gewesen. Vielleicht weiß sie es, vielleicht auch nicht. Jedenfalls wird sie sich sehr wundern, wenn sie es erfährt.«

Mandra hatte viel gehört, nun wollte er alles wissen und fragte:

»Wie kam es zu der Verwandlung?«

»Das war nicht schwer, denn im Innern unserer Erde wohnen ebenfalls höllische Kräfte. Der Vesuv ist wieder ausgebrochen, und er hat nicht nur die glühende Lava hinausgeschleudert, sondern auch das Böse, das in ihr steckte. Es suchte und fand seinen Weg zu dem, den ich der Hölle ausgesucht hatte. Der Geist dieses Vulkans, all das unsichtbar Teuflische kroch in ein Grab hinein und damit in den Körper eines Toten. Es war Ugo Corelli. Dies lag auf der Hand, denn schließlich waren wir miteinander verwandt, und so wurde dem Toten nicht nur höllisches Leben eingehaucht, er wurde auch zur Bestie von Neapel und beging schreckliche Gräueltaten. In der Nacht ging er auf Jagd. Er tötete sogar Kinder. Alle waren entsetzt, nur ich wußte Bescheid. Aber ich hütete mich, ein Wort zu sagen, der Teufel hatte meine Lippen verschlossen. Ich spielte mit, setzte meine Kräfte ein, aber ich hatte keinen Erfolg, obwohl ich nur ein Wort hätte zu sagen brauchen. Ich habe keine Angst vor dem Monstrum, denn es gehorcht mir. Ich bin seine Leitfigur, auf mich hört es und auf keinen anderen.«

»Weißt du, wo es ist?« fragte Mandra.

»Natürlich.«

»Sag es!«

»Gleich, Inder, gleich. Es war gut, daß du allein zurückgeblieben bist. Die anderen sind zum Friedhof gelaufen und werden dort eine Überraschung erleben, wenn sie das aufgebrochene Grab sehen. Er hätte das Grab nicht aufzubrechen brauchen, denn zwischen Grab und der Außenwelt gibt es eine Verbindung. Aber er wollte die anderen schocken, und ich bin gespannt, wie sie damit fertig werden. In dieser Nacht, Inder, wird es noch vier Tote geben. Sinclair, der Chinese, und auch Claudia wird vom Schicksal nicht verschont bleiben. Mit dir aber mache ich den Anfang. Alles ist vorbereitet. Du kannst nicht…«

Rosa Beluzzi sprach nicht mehr weiter, sondern handelte. Und sie tat

es auf brutale und gnadenlose Weise.

Mandra, der wirklich schnell war, reagierte viel zu spät. Bevor er noch etwas unternehmen konnte, rammte die Frau die Klinge nach unten.

Zwar zuckte Mandras Hand noch zurück, leider nicht schnell genug. Dicht hinter dem Daumen und in Höhe des Handballens drang die Klinge durch seine Hand und nagelte sie auf dem Tisch fest.

Rosa Beluzzi stieß ein gellendes Lachen aus!

***

Für einen Moment hatte ich nicht achtgegeben, verfehlte eine Sprosse, rutschte ab und fiel nach unten. Dabei schlug ich mit dem Kinn gegen die Leiter, und als ich mich mit Mühe und Not wieder gefangen hatte, war es nur ein Schritt bis zum Boden. Suko sprang rechtzeitig genug zur Seite, sonst hätte ich ihn noch erwischt.

»Willst du mich umbringen?« fragte er.

»Erst später.« Ich klopfte Staub aus meiner Kleidung und schaute dem schmalen Lichtstrahl nach, der in einen langen unterirdischen Gang hineinstach.

Wir gingen noch nicht, sondern diskutierten darüber, wohin der Gang wohl führte. Der Altstadt-Wirrwarr von Neapel ist für einen Fremden ein regelrechter Dschungel. Dies hatten wir am eigenen Leibe erfahren müssen. Da gibt es zwar Orientierungspunkte, doch sich daran ohne Führer zu halten, ist verflucht schwer.

Wir wußten nur, daß über uns der Friedhof lag und der Gang unter dem Totenacker herführte.

»Da kommen wir wieder zurück«, meinte Suko.

»Oder zum Monstrum.«

Der Chinese nickte. »Wäre mir sogar noch lieber.«

Ich hob die Schultern. »Wenn du das so sagst, bleibt mir keine andere Wahl. Also, los!«

Wir hielten uns dicht beisammen. Eine Lampe schonten wir.

Suko behielt seine in der linken Hand und leuchtete in den schwarzen Tunnel hinein.

Ich wußte natürlich nicht, wie lange er schon bestand. Es waren sicherlich Jahrzehnte, wenn nicht noch länger. Die Wände bestanden aus rauem Lavagestein. Ich merkte es, als ich mit den Fingern über sie hinwegfuhr. Für uns ein Beweis, daß wir uns im Innern eines Vulkanhügels fortbewegten.

Zum Glück war der Gang immer so hoch, daß wir aufrecht gehen konnten. Auch der Boden zeigte sich relativ eben, abgesehen von einigen Schlaglöchern oder Buckeln.

Spuren waren leider nicht mehr zu erkennen, so mußten wir auf unser Glück vertrauen.

Ich machte mir meine Gedanken darüber, daß dieses Monstrum einen so perfekten Fluchtweg bekommen hatte. So etwas kam nicht von ungefähr, dieser Weg mußte von der Bestie genau ausgeklügelt worden sein. Vielleicht hatten ihn auch Menschen, die mit ihm zusammenarbeiteten, angelegt.

War Claudias Vater der Unhold von Neapel?

Diese große Frage schwebte gewissermaßen über uns. Vorstellbar war so etwas nicht, aber wir hatten im Laufe der Jahre gelernt, mit allem zu rechnen.

Entsprach dieser Gedankengang den Tatsachen, weshalb hatte das Monstrum dann die Familie angegriffen?

Ich hoffte, das Rätsel auch noch lösen zu können.

Je tiefer wir in den Gang eindrangen, umso schlechter wurde die Luft. Man konnte sie regelrecht schmecken, und sie wurde von einem meiner Ansicht nach scharfen Brandgeruch geschwängert, den auch ein Vulkan kurz vor seinem oder bei seinem Ausbruch abgibt.

Hatte der Tunnel zunächst ein Gefälle gezeigt, so änderte sich dies nun. Geradeaus führte er weiter, und er blieb auch auf diesem Niveau. Der schmale Lichtstrahl wies uns den Weg. Auf ein Hindernis traf er nicht, der Gang war also nicht zugeschüttet Suko hielt sich stets zwei Schritte vor mir. Er ging auch ziemlich zügig, und ich war überrascht, als er so plötzlich stehen blieb. Rasch trat ich einen Schritt zur Seite und vernahm Sukos flüsternde Stimme.

»Da, schau nach links!«

Er bewegte seine Hand ein wenig, und mit ihr wanderte der Lichtstrahl.

Etwas Bleiches schimmerte an seinem Ziel.

»Warte hier«, sagte ich und ging näher.

Bereits nach wenigen Schritten erkannte ich, was der Lampenstrahl da aus der Finsternis gerissen hatte.

Es waren Knochen.

Gebeine!

Sie gehörten zu einem Menschen. Bleich und glatt schimmerten die Knochen. Der rechte Arm hing noch am Körper, der linke lag daneben. Zur Schulter hin bildete der bleiche Schädel einen rechten Winkel, und ich konnte in die tiefen Augenhöhlen schauen.

An der Veränderung des Lichts erkannte ich, daß Suko näher kam. Neben mir blieb er stehen. »Der scheint schon einige Jahre hier zu liegen«, sagte er.

»Sicher. Fragt sich nur, ob er auch zu einem Opfer der Bestie geworden ist?«

»Gibt es noch eine andere Möglichkeit?«

»Eigentlich nicht.« Ich bückte mich, weil mir ein Schimmern aufgefallen war. Zwischen den Gebeinen sah ich etwas liegen. Es war

ein kleines herzförmiges Medaillon. Es bestand aus zwei Hälften, die man auseinander klappen konnte.

Als ich das getan hatte, fiel mir ein Bild auf, das sich im Deckel des Medaillons befand.

Es war das Gesicht einer Frau. Für einen Moment glaubte ich, es zu kennen. Die Form der Stirn, die Augen, die Brauen, sie kamen mir irgendwie bekannt vor, und ich dachte an Claudia Corelli.

Als ich den Namen aussprach, schüttelte Suko den Kopf und gab gleichzeitig eine Erwiderung. »Nein, John, das ist nicht Claudia Corelli.«

»Wer dann?«

»Vielleicht ihre Mutter.«

Ich schluckte, schaute auf das Medaillon und auf das Skelett zu meinen Füßen.

»Es müßte die Mutter sein«, flüsterte Suko.

Ja, da konnte er recht haben. Es war schlimm, makaber, aber wahrscheinlich eine Tatsache. Mir fiel auch ein, daß Claudia nur von ihrem Vater geredet, die Mutter jedoch verschwiegen hatte.

Die Frau hatte tatsächlich viel Ähnlichkeit mit Claudia. Als Suko die Lampe noch näher heranrückte, war es besser zu erkennen.

Claudias Augen schienen mich anzuschauen.

Ich steckte das kleine Amulett ein. »Wir werden sie später danach fragen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Über dieser Familie scheint ein Fluch zu liegen, und ich traue auch der Alten nicht.«

»Du meinst Rosa Beluzzi?«

»Genau.«

Da konnte ich Suko nur zustimmen. Auch mir war diese komische Wahrsagerin nicht geheuer gewesen. Ihre Augen hatten mir nicht gefallen. Die Frau hatte sie nicht unter Kontrolle, und in ihnen spiegelte sich das wider, was sie empfand.

Es waren keine guten Gefühle gewesen.

Ich war sehr nachdenklich, als wir weitergingen, so daß Suko nach einer Weile fragte: »Was hast du, John?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht war es ein Fehler, Claudia Corelli zurücklaufen zu lassen.«

»Die weiß sich ihrer Haut zu wehren.«

»Nur kannst du Dämonen nicht mit normalen Gangstern vergleichen.«

»Vergiß Mandra Korab nicht. Der wird schon aufpassen, daß nichts schief läuft.«

»Bisher haben wir von seinem Dolch nichts gesehen. Allmählich habe ich das Gefühl, in eine Falle getappt zu sein. Wahrscheinlich finden wir die Waffe hier überhaupt nicht mehr.«

»Dafür den Unhold. Auch kein schlechter Tausch.«

Die Unruhe wollte nicht weichen. Öfter als gewöhnlich blickte ich auf das Leuchtzifferblatt meiner Uhr. Dabei rechnete ich nach und stellte fest, daß wir schon ziemlich lange unterwegs sein mußten. Zudem brauchten wir nicht durch Häuser zu laufen oder Treppen hinter uns zu lassen, so daß wir uns eigentlich schon dem Ziel nähern mußten.

Wo lag es?

Plötzlich wurde der Gang enger. Die Wände schienen zusammenwachsen zu wollen, und wir hörten auch vor und gleichzeitig über uns ein seltsames Geräusch.

Sofort blieben wir stehen.

Das Geräusch wiederholte sich nicht, aber Suko hatte es ebenso vernommen wie ich, das sah ich seinem Gesicht an, denn er hatte den Blick fragend auf mich gerichtet.

»Hat sich wie ein dumpfer Schlag angehört!« flüsterte er.

Ich nickte. »Und er ist von oben gekommen.«

Suko runzelte die Stirn. Mit der Zungenspitze fuhr er über seine Lippen, ich nahm derweil meine Lampe und leuchtete in eine andere Richtung als mein Partner.

Da entdeckte ich die Nische!

Sie war in die rechte Gangwand hineingeschlagen worden, und der schmale Lampenstrahl traf sofort auf Widerstand. Ein Zeichen dafür, daß die Nische nicht sehr tief sein konnte. Zwei lange Schritte brachten mich zu ihr.

Ich quetschte mich hinein und leuchtete sie aus.

Hatten wir bei unserem Einstieg eine Leiter gesehen, so sah ich diesmal auch eine. Das heißt, es waren nur Sprossen, die sich in unregelmäßigen Abständen einen sehr engen Kaminschacht hochzogen. Mit der ausgestreckten Rechten konnte ich bequem eine Sprosse erreichen, zerrte daran und stellte zufrieden fest, daß sie ziemlich fest verankert war. Sie würde auch unser Gewicht tragen.

Suko hatte ebenfalls zugeschaut. Er nickte mir zu. »Los, John, probieren wir es!«

Das hatte ich auch vor.

Diesmal schritt ich als erster diesen engen Kamin hoch und war sehr gespannt, wo wir wohl landen würden.

***

Zunächst spürte Mandra Korab nichts!

Es war der Schock, der ihn umklammert hielt und gleichzeitig lahmte. Der Inder senkte nur den Blick, starrte auf den Griff und sah die Klinge in seinem Handballen stecken. Kaum ein Tropfen Blut war aus der Wunde gedrungen.

Rosa Beluzzi hockte vor ihm. Sie hatte den Kopf vorgebeugt, blickte Mandra an. In ihren Augen stand ein seltsames Funkeln, wie man es normalerweise nur bei einem Sadisten sah. Die Lippen hatte sie zurückgezogen und die Zähne gefletscht. Drei Worte drangen aus ihrem Mund. Drei Worte nur, die aber alles sagten.

»Hab ich dich!«

Im nächsten Moment hatte sich der Schock gelöst. Jetzt kamen die Schmerzen. Sie trafen Mandra Korab mit einer nahezu erbarmungslosen Wucht. So etwas Schlimmes hatte er noch nie erlebt.

Seine Hand schien in Flammen zu stehen, und diese Flammen breiteten sich in Windeseile aus, denn sie erfaßten auch seinen Arm bis hoch zur Schulter.

Es war einfach unbeschreiblich.

Mandra hatte sich immer als einen harten Brocken bezeichnet, in diesen Augenblicken aber konnte er nicht mehr. Er wollte es nicht, aber das Stöhnen verließ trotzdem seinen Mund.

Jetzt sah er auch das Blut.

Es strömte aus der Wunde, fand seinen Weg über die Hand und rann auf die weiße Tischdecke, wo es ein bizarres Muster hinterließ und immer weiter auseinander floss.

Wenn er versuchte, die Hand zu bewegen, strömten neue, noch schlimmere Schmerzen bis in die Schulter hinein. Er war gezwungen, so sitzen zu bleiben und sich nicht zu bewegen.

Noch war er zu keiner Gegenreaktion fähig, und diese Zeit nutzte die Alte aus.

»Du hast gedacht, mich übertölpeln zu können, wie? Nein, da hast du dich geschnitten. Mich macht man so leicht nicht fertig. Ich schlage zurück, das kann ich dir versprechen. Ich gebe hier den Ton an, und ich sage, was geschieht. Ihr seid bei mir eingedrungen, nun habt ihr auch die Folgen zu tragen.«

Das Gesicht des Inders verzerrte sich. In seinen Augen schimmerte es feucht. Er hob den rechten Arm an, schob ihn über den Tisch und wollte die einzige Möglichkeit nutzen, die es seiner Meinung nach für ihn gab.

Er mußte den Dolch aus der Hand reißen!

Dazu ließ ihn die Frau nicht kommen. Er hatte den Arm kaum angehoben, als Rosa Beluzzi in die Höhe schnellte und selbst zugriff, bevor Mandra den Griff umklammern konnte.

»Laß es!« sagte sie böse. »Laß das Messer in Ruhe! Du wirst es nicht berühren!«

Über die Klinge hinweg schauten die beiden sich an. Mandra sah die bösen Augen der Frau. Er selbst mußte sich beherrschen, um seinen Schmerz nicht hinauszubrüllen. Aber er war Asiate. Mandra hatte einiges von der indischen Bewusstseinslehre mitbekommen, und er

hatte es auch gelernt, sich zu beherrschen.

Er legte seine freie Hand wieder auf den Tisch. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Die Hand der Wahrsagerin zuckte, die Klinge wurde dadurch bewegt und neue Schmerzwellen in Mandras Arm hineingestoßen.

»Nein, nicht du wirst den Dolch aus deiner Hand ziehen!« flüsterte Rosa. »Nicht du…«

»Was willst du?« keuchte der Inder. Es bereitete ihm große Mühe, die Worte überhaupt zu sprechen.

Rosa Beluzzi ließ den Griff los. Sie sank wieder auf ihren Stuhl zurück.

Mandra erkannte die Schlieren im Dolchgriff. Sie bewegten sich wie immer. Nichts deutete darauf hin, daß sich etwas verändert hatte, nur die Blutlache auf der Decke vergrößerte sich von Sekunde zu Sekunde. Auch die Schmerzen blieben.

»Ich?« fragte die alte Frau. »Ich will überhaupt nichts von dir. Ich habe dich nur für einen anderen aufbewahrt, der eigentlich schon hier sein müßte.«

»Ich sehe nichts.«

Rosa Beluzzi lachte. »Das wird sich ändern«, erwiderte sie und drehte sich um. »Bist du da?« Sie sprach zu ihrer Schlafkammer hin.

Urplötzlich wurde von der anderen Seite her der Vorhang weggefetzt. Auf der Schwelle stand der Besucher.

Es war der Unhold!

Damit hatte Mandra Korab nicht gerechnet. Es war die zweite Überraschung und gleichzeitig für den Inder die Bestätigung, daß die Hellseherin und die Bestie zusammenarbeiteten.

Der Unhold rührte sich nicht. Aus seinen kugelförmigen Augen taxierte und fixierte er den Mann aus Asien. Er hatte wieder dieselbe Haltung wie auf dem Fischkutter aufgenommen. Breitbeinig stehend, die Arme angewinkelt, wobei die übergroße Kralle an dem rechten weiter vorstach als die linke.

Aus seinem Maul tropfte gelblicher Geifer, die Ohren am Schädel bewegten sich, und seine Füße starrten vor Schmutz. Mandra schaute auf die spitzen Zähne, die ihm weiß entgegenleuchteten.

Dieses Gebiss konnte mit einem Schlag den Hals eines Menschen durchbeißen.

Mandra hörte das leise Lachen der Wahrsagerin, bevor sie wisperte: »Du siehst, hier steht er vor dir, Inder. Und ich bin die einzige, der er gehorcht. Der Höllenfürst hat mir einen wirklich guten Diener zur Seite gegeben. Keiner kann ihn stoppen. Er wird das Chaos verbreiten. Angst, Grauen und Unheil. Das hier ist die Nacht der langen Messer, die Nacht in der Blut fließen wird. Und zwar dein Blut, Inder.«

Mandra blieb steif sitzen. Der Anblick des Unholds hatte ihn ein

wenig von seinen Schmerzen abgelenkt. Seine linke Hand war auf dem Tisch festgenagelt worden, die rechte hatte er noch frei, und Mandra war kein Mensch, der so leicht aufgab. Er würde sich verteidigen, der Unhold sollte sich wundern.

Noch tat er nichts. Es war nicht sicher, wie er sich zunächst verhalten mußte, und Rosa Beluzzi drehte sich auf ihrem Stuhl um, streckte den Arm aus und winkte mit der knochigen Hand. »Komm zu mir, Ugo, komm schnell…!«

Das Monstrum gehorchte. Kein Laut war zu hören, als er seine Beine bewegte, einen Schritt tat und neben seiner Herrin stehen blieb, die es mit einer Hand anfasste, als wollte sie es beschützen.

»Er ist aus dem Grab gekommen!« erklärte sie flüsternd. »Er hat seinen Weg unter der Erde gefunden. Einen idealeren Fluchtweg kann man sich nicht vorstellen. Niemand kennt ihn, niemand wird ihn je kennen lernen, und wer es doch versucht, stirbt.«

Mandra war natürlich versucht, den Dolch aus seiner Hand zu reißen. Er traute sich nicht, ertrug die Schmerzen und unternahm dafür etwas anderes.

Seinen rechten Arm zog er an den Körper. Sehr langsam geschah dies, er durfte sich nicht zu einer unbedachten Bewegung hinreißen lassen, die Frau und das Monstrum sollten nichts merken. Wenigstens nicht so schnell, erst im letzten Augenblick.

Rosa Beluzzi schleuderte Mandra Korab ihre Hasstiraden entgegen. Sie sprach vom Teufel und von Luzifer, der die Dolche überall hingeschleudert hatte.

»Ich sah es«, flüsterte sie scharf. »Ich merkte es sogar. Ich hatte Kontakt. Keinem anderen hat er je etwas gezeigt, nur mir öffnete er die Augen. Ich weiß viel über die Dolche, die du, Inder, niemals zurückbekommen wirst.«

»Wo sind die anderen denn?« fragte Mandra.

Rau lachte Rosa auf. »Glaubst du im Ernst, daß ich dir das verraten werde? Nein, Inder, es bleibt mein Geheimnis. Da kannst du suchen, wie du willst, du wirst sie nicht finden. Sie sind sehr gut versteckt, zudem überlebst du die Nacht nicht mehr. Ugo, die Bestie, wird dich zerreißen.«

»Weshalb hast du sie zu einer Bestie gemacht?« wollte Mandra noch wissen. Er mußte die Frau hinhalten, denn noch lag seine rechte Hand auf dem Tisch und war zu weit von den beiden im Gürtel steckenden Dolchen entfernt.

»Ich sagte dir schon, daß ich dem Höllenfürsten meine Treue beweisen wollte!«

»Und dafür hast du Menschen ermordet.«

Wieder lachte sie schrill und bewegte dabei heftig den Kopf von einer Seite auf die andere. Da ihr Körper einen Schatten warf, tanzte auch

dieser auf und nieder.

Wieder hatte Mandra Gelegenheit, seine Hand ein wenig an den Körper zu ziehen. Jetzt lag sie schon fast auf der Tischkante.

Der Inder spürte die Schmerzen in der Linken. Sein Gesicht glänzte, als wäre es mit Öl eingerieben worden. So sehr stand er unter Druck, so sehr schwitzte er, und sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Er trommelte in seiner Brust. Längst hatte er Atembeschwerden bekommen, ihn überkam auch Schwindel, und manch anderer Mensch wäre sicherlich schon in Ohnmacht gefallen.

Mandra hielt sich.

»Verwandte«, sagte Rosa Beluzzi. »Es waren doch nur Verwandte. Diese Familie wollte mich nie, und ich wartete nur auf die Zeit, um mit ihr abrechnen zu können. Die ist nun gekommen. Ich bin da, wo ich sein wollte. Angefangen habe ich mit Ugo. Er bekam die Macht des Teufels zu spüren und wurde zum Monstrum. Als erstes Opfer riß er seine eigene Frau. Er schleppte sie mit in das Grab, zog sie in den Gang hinunter, und dort bleichen noch jetzt ihre Knochen. Dann ging er auf Jagd. Er verschonte keinen…«

»Ich weiß«, unterbrach Mandra die Frau mit harter Stimme.

»Selbst vor Kindern machte er keinen Halt.«

»Ich konnte ihm nicht vorschreiben, was er zu tun oder zu lassen hatte…«

Mandra war über die Brutalität dieser Frau geschockt. So etwas hatte er selten erlebt, und er bekam mit, wie sich Rosa Beluzzi an ihren eigenen Worten weidete. Dabei achtete sie nicht so sehr auf den Inder, so daß es Mandra Korab gelang, seine Hand verschwinden zu lassen.

Sie rutschte unter den Tisch, und auf seinem rechten Oberschenkel blieb sie liegen.

Nur noch ein kleines Stück bis zu den beiden im Spezialgürtel steckenden Dolchen.

Tief atmete Rosa ein. Sie löste ihre Hand ebenfalls vom Körper des Monstrums.

Dann schaute sie auf Mandra, taxierte ihn. Der Lampenschein strich über ihre Augen und ließ die Pupillen leuchten.

War es Haß?

Bestimmt, und auch der Wille zur Vernichtung.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Jetzt erst war ihr aufgefallen, daß die rechte Hand des Inders nicht mehr auf dem Tisch lag. Ein Alarmsignal schien durch ihren Körper zu schwingen, und noch in derselben Sekunde bekam die Bestie einen Befehl.

»Zerreiß ihn!«

Mandras Hand klatschte auf den ersten Dolchgriff!

***

Claudia Corelli hatte seit langer Zeit zum erstenmal in ihrem Leben richtig Angst.

Sie war gewohnt, über Männer zu befehlen. Man hatte sie akzeptiert. So etwas wäre vor Jahren nicht möglich gewesen, aber La Bandita besaß genau die Rücksichtslosigkeit, um sich durchsetzen zu können. Und dabei war sie auch über Leichen gegangen, eine sehr schlimme Tatsache, die Claudia nicht mehr ändern konnte, denn sie wollte die Macht. Weg aus diesem verdammten Armenhaus. Wenn sie schon in Neapel bleiben mußte, dann als eine Königin.

Das hatte sie nun erreicht.

Doch nun war ein Gegner aufgetaucht, der selbst ihr Angst einflößte. Bisher hatte sie die meisten Probleme durch Schüsse aus der Welt schaffen können, das klappte bei diesem Feind nicht. Er zeigte sich diesen Geschossen gegenüber sehr widerstandsfähig, denn in ihm wohnte eine Kraft, die nicht von dieser Erde stammen konnte.

Claudia war zwar nicht gläubig – wenn sie einen Priester sah, machte sie einen Bogen um ihn –, aber wie viele ihrer Landsleute besaß sie einen gewissen Aberglauben.

Das Böse existierte für sie. Bisher nur unsichtbar, nun aber hatte es den Ring durchbrochen und war hinabgestoßen in die sichtbare Welt. Claudia dachte an das aufgebrochene Grab. In ihm hatte mal ihr Vater gelegen, nun war die kühle Grube leer. Wie konnte es überhaupt möglich sein, daß ein Toter sein Grab verließ?

Nur dann, wenn er nicht tot war.

Kalt rann es über ihren Rücken, als sie daran dachte. Sie schaute sich vorsichtig um, starrte in jede dunkle Gasse oder düsteren Winkel hinein, weil sie damit rechnete, daß aus ihnen jeden Augenblick die lebende Leiche ihres Vaters erscheinen konnte.

Eine grausame Vorstellung…

Claudia war allein. Es kam auch selten vor, daß sie so unbeobachtet durch Neapels Straßen laufen konnte. Zumeist wurde sie von irgendwelchen Leuten angesprochen, die plötzlich aus ihren Schlupfwinkeln kamen und sich ihr in den Weg stellten.

Darunter waren Bettler und Kriminelle, Alte und Junge. Schließlich kannte man ihren Ruf.

In dieser Nacht war alles anders.

Niemand ließ sich blicken, keiner trat ihr in den Weg, keiner wollte etwas von ihr.

Sie war allein.

Allein mit ihren schlimmen Gedanken.

Den kleinen Wald hatte sie hinter sich gelassen, ohne daß etwas passiert wäre. Mittlerweile bewegte sie sich wieder zwischen den engen Häusern und lief durch die schmalen Gassen, nahm die Treppen mit gewaltigen Sprüngen und tauchte auch wie ein Schatten in die

Häuser und Flure ein.

Es kam ihr zugute, daß sie die Gegend tatsächlich wie ihre Westentasche kannte. Sie war hier aufgewachsen und hatte sich als Kind bereits in den schmalen Gassen herumgetrieben.

Jeden Flecken kannte sie. Das Kopfsteinpflaster war für einen Fremden oftmals tückisch, sie jedoch kümmerte sich nicht darum.

Claudia kannte jedes Hindernis und sprang gewandt wie eine Gazelle darüber hinweg.

Hatte sie auf dem kleinen Friedhof noch Angst um ihre Tante gespürt, so änderte sich dies, je mehr sie sich dem Haus näherte.

Zu Rosa Beluzzi hatte sie eigentlich nie ein rechtes Verhältnis gehabt. Als Kind nicht und auch nicht als Erwachsene. Sie war ihr immer suspekt gewesen. Von der Tante sprach man nur flüsternd, wie man es eben bei Menschen tat, die eine besondere Begabung besaßen. Wie das Zweite Gesicht.

Diese seltsame Angst hatte sie auch als Erwachsene nicht losgelassen.

Auf einmal konnte sie sich vorstellen, daß ihre Tante gar nicht so unschuldig an den Vorgängen war. Claudia erschrak selbst über diesen Gedanken, aber weshalb hatte sie so schroff reagiert, als man sie nach den Teerhänden fragte?

Das alles ging ihr durch den Kopf, und sie fürchtete sich plötzlich davor, ihrer Tante gegenüberzustehen.

Zum Glück wartete noch der Inder in dem Haus. Seltsamerweise hatte Claudia zu dem hochgewachsenen Menschen ein gewisses Vertrauen. Diesen Vorschuss brachte sie nur äußerst selten einem Menschen entgegen. Aber der Mann machte auf sie den Eindruck, als könne er eine Frau beschützen.

Lautlos huschte sie über die kleine Brücke, erreichte die schmale Treppe nach unten, lief durch den Hausflur und stand im nächsten Augenblick auf der Straße.

Nur noch ein paar Schritte bis zu ihrem Ziel. Sie ließ sich nun Zeit. Auf die eine oder andere Sekunde kam es auch nicht mehr an.

Claudia war schnell gelaufen. So etwas zehrte an der Kondition. Sie lehnte sich gegen eine kalte Hauswand und atmete zunächst einmal tief durch. Die Atemzüge befreiten sie, und mit dem Handrücken wischte sie den Schweiß von der Stirn.

Erst dann lief, sie über die Straße und erreichte mit wenigen Schritten die Tür.

Sie wollte schon nach der Klinke greifen, als sie zögerte und erst ihr Ohr gegen das Holz preßte.

Zunächst vernahm sie nichts. Wenigstens konnte sie nicht verstehen, was im Zimmer gesprochen wurde.

Allerdings unterschied sie zwei Stimmen. Die eines Mannes und die einer Frau.

Also lebten beide noch.

Das beruhigte sie einigermaßen.

Claudias Hand lag bereits auf der Klinke. Sie drückte sie nach unten, riß die Tür auf, trat über die Schwelle – und geriet in eine regelrechte Hölle…

***

Wir verloren Zeit!

Dieser verdammte Schacht war doch enger, als wir von unten her und beim Einstieg gesehen hatten. Schon ich hatte Mühe, mich zuzuzwängen, Suko, der breitere Schultern als ich besaß, war noch schlimmer dran.

Dementsprechend lauteten seine Kommentare. Zum Glück waren sie nur geflüstert, so daß wir nicht gehört werden konnten.

Die Steigeisen waren zwar stark angerostet, dennoch hielten sie, und es machte uns keine Mühe, einen nach dem anderen zu packen. Ich hatte meinen Kopf in den Nacken gelegt und stierte nach oben, denn der Schacht mußte doch irgendwann ein Ende haben.

Die Lampe klemmte zwischen meinen Zähnen, ich nahm sie bei einer kurzen Verschnaufpause hervor und leuchtete in die Höhe.

Ja, der Strahl traf ein Ziel. Obwohl ich nicht sehr viel erkennen konnte, sah mir dieses Ziel doch nach dem Ende des Schachts aus, denn es erinnerte mich an eine Klappe, die auch wir schon bei unserem Eintritt in den Tunnel aufgestoßen hatten.

Nur noch ein paar Sprossen hatten wir zu überwinden, dann lag der verfluchte Weg endlich hinter uns.

»Wie weit noch?« keuchte Suko unter mir.

»Ich kann sie schon erreichen.« Das war nicht gelogen, denn ich brauchte nur den Arm auszustrecken.

Mit der flachen Hand drückte ich dagegen, setzte mehr Kraft ein, doch ich bekam die Luke nicht hoch.

Die war einfach zu schwer.

»Was ist denn los, John?«

»Die sitzt zu fest.«

»Dann drück mal.«

»Du hast gut reden, wenn du dich ausruhst.«

»Soll ich?«

»Nein, nein, das klappt schon.«

Ich war noch eine Sprosse höher geklettert, den Kopf eingezogen und die Schulter hochgestemmt, so daß ich mit ihr und der Hand gegen die Klappe drückte.

Jetzt mußte es doch zu schaffen sein.

Und es klappte.

Die Klappe bewegte sich. Zuerst nur ein winziges Stück. Als ich mehr

Kraft einsetzte, schwang sie langsam hoch, so daß an drei Seiten durch die Spalten Licht sickern konnte.

Düsteres, graues Licht.....

Ich wusste nicht, wo wir landen würden. Es konnte in einem Flur sein oder in einer Wohnung. Beides war gleich riskant, und ich verhielt mich dementsprechend vorsichtig.

Sehr langsam nur arbeitete ich, bis die Klappe fast waagerecht stand.

Dann hatte ich es geschafft.

Als sie zur anderen Seite hin kippte, schnellte mein rechter Arm vor, und es gelang mir, sie festzuhalten, damit sie nicht mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden schlug.

Ein erster Blick.

Ich sah ein Bett, einen Nachttisch, eine Wand, an der mit Büchern gefüllte Regalbretter hingen, und einen offenen Durchgang zum Nebenzimmer, dessen günstige Sicht darauf mir allerdings durch das Bett noch versperrt war.

Ich stemmte mich hoch.

Und da hörte ich die Geräusche!

***

Das Monster stieß sich ab. Gleichzeitig gellte das Lachen der alten Frau, und Mandra riß den Dolch aus der Scheide.

Er hätte nicht gedacht, daß das Untier so schnell sein würde. Zudem schnappte die alte Frau zu, umklammerte den Dolchgriff und riß die Waffe aus Mandras Hand.

Der Schmerz betäubte ihn fast.

Diesmal konnte er einen Schrei nicht unterdrücken. Aus der Hand strömte das Blut wie Wasser aus einer Quelle. Mandra war zum Glück geistesgegenwärtig genug, um sich nach hinten zu werfen, so daß er zusammen mit dem Stuhl zu Boden ging.

Durch diese Reaktion verfehlte ihn der erste Angriff der Bestie.

Der Sprung war bis zu Mandras erstem Standplatz berechnet gewesen, war nun zu kurz und der Körper prallte gegen die Tischkante.

Mandra aber lag am Boden. Die linke Hand konnte er nicht mehr gebrauchen. Bis hoch in die Schulter stachen die Schmerzen, und die einzelnen Sehnen der Finger schienen durchgeschnitten zu sein, denn die Finger blieben gekrümmt und steif. Es war Mandra zudem kaum möglich, den Dolch zu ziehen, denn er war unglücklich auf die Seite gefallen und mußte sich erst einmal erholen.

Rosa Beluzzi aber sprang auf. Sie hatte es sich plötzlich anders überlegt und begann die Waffe zu schwingen, die sie aus Mandras Hand gezogen hatte.

»Laß ihn mir!« brüllte sie, wobei ihre Stimme fast überkippte.

Die Bestie hörte sie, dachte aber nicht daran, ihr zu gehorchen, und die Frau mußte erst rabiat werden. Durch einen Tritt schleuderte sie das Monstrum zur Seite, das erst wütend herumfuhr, dann aber geduckt stehen blieb und die Beluzzi funkelnd anschaute.

Rosa Beluzzi wollte die Waffe auf den am Boden liegenden Mandra Korab schleudern. Sie zielte dabei gegen die Brust.

Der Inder konnte der Gefahr nicht mehr entrinnen. Er hielt zwar seinen ersten Dolch schon in der Hand, doch es bereitete ihm Mühe, sich in die Zielrichtung zu drehen.

Rosa hob den Arm.

Genau in dem Augenblick flog die Tür auf, und Claudia Corelli betrat das Haus…

La Bandita brauchte nicht einmal zwei Sekunden, um die Lage genau zu überblicken. Sie stand weit oben an der Spitze, sie befehligte eiskalte Gangster, und da verlangte man von ihr ein blitzschnelles Entscheidungsvermögen. Zudem mußte sie in der Lage sein, sich auf neue Situationen blitzschnell einzustellen.

Das konnte sie.

Claudia sah die Bestie rechts an der Zimmerwand, sie sah Mandra am Boden, und sie entdeckte ihre Tante, die vor dem Inder stand und die rechte Hand erhoben hatte, in der sie einen Dolch mit schwarzer Klinge hielt.

Ein Bild wie aus einem Horror-Schocker. Leider eine Tatsache, denn in diesem Zimmer sollte ein Mord geschehen.

»Rosa!«

Claudia brüllte den Namen mit schriller Stimme. Sie wollte es eigentlich nicht, aber es rutschte ihr so raus.

Rosa Beluzzi fuhr herum.

Der Schrei hatte sie alarmiert. Plötzlich war Mandra Korab nebensächlich geworden. Ihr Gesicht wurde zu einer Fratze, der Mund verzerrte sich zu einem breiten Maul, und aus der Drehung schleuderte sie in einem Reflex die Klinge. Claudia hatte noch ihre eigene Waffe ziehen wollen, die Hand gelangte nicht einmal bis zum Griff der Pistole, denn der Dolch war bereits unterwegs.

La Bandita hatte das Gefühl, als würde ein Blutfaden auf sie zuhuschen, so sehr leuchtete in diesen Augenblicken die Klinge, dann spürte sie den dumpfen Schlag an der Brust und hatte auf einmal das Gefühl, zerteilt zu werden.

Getroffen!

Sie hat mich getroffen!

Es waren schreckliche Gedanken, die sie leider als Tatsache akzeptieren mußte.

Getroffen!

Sie riß die Augen weit auf. In der kurzen Zeitspanne war jegliches

Blut aus ihrem Gesicht gewichen, die Züge in Grauen erstarrt, und ihre Beine begannen zu zittern.

Sie konnte sie kaum vom Boden heben, obwohl sie vorangehen wollte. Bei Claudia wurde es nur mehr ein Stolpern, und sie wunderte sich selbst, daß sie sich auf den Beinen halten konnte.

Während sie schwankend ging, die Arme halb erhoben hatte und die Schmerzen sie fast auffressen wollten, hatte sie den Kopf gedreht und schaute auf ihre Tante.

Sie schien besessen zu sein, denn sie stand da und schüttelte den Kopf. Gleichzeitig drang über ihre Lippen ein hohes Lachen, wie bei einer Wahnsinnigen.

»Warum?« ächzte Claudia. Sie konnte nicht mehr normal sprechen, zu groß waren die Schmerzen, und als sie ihren Blick senkte, sah sie das Blut, das aus der Wunde an ihrer schwarzen Kleidung nach unten rann. »Warum denn nur?«

»Alle sterben!« kreischte die Alte. »Alle sterben. Das ist die Nacht der langen Messer. Ich sorge dafür, ich…«

Da fiel Claudia nach vorn. Die Kraft hatte ihren Körper verlassen, Schwindel packte sie, plötzlich drehte sich alles vor ihren Augen, die Wände wurden zu Kreiseln, und eine Sekunde später kippte Claudia nach vorn.

Sie fiel auf den Durchgang zur Kammer zu, aus dem in diesem Augenblick ein Mann trat.

John Sinclair!

Obwohl Mandra am Boden lag, hatte er das Schreckliche mitbekommen. Rosa Beluzzi hatte seine Waffe auf ihre Nichte geschleudert und diese auch getroffen.

Ob sie tödlich erwischt worden war, wußte er nicht zu sagen, jedenfalls steckte die schwarze Klinge in ihrer Brust, aber noch konnte sich La Bandita auf den Beinen halten.

Nahezu fasziniert beobachtete sie den torkelnden Gang ihrer Nichte, und an Mandra dachte sie nicht.

Sie würde aber wieder an ihn denken, das wußte auch der Inder, und er mußte ihr zuvorkommen.

Zwei Dolche besaß er, einen davon hatte er gezogen. Mandra lag auf dem Rücken, eine schlechte Wurfposition, doch durch die Verletzung konnte er sich nicht auf- und abstützen.

Er mußte die Waffe im Liegen schleudern.

Das tat er auch.

Mandra Korab verspürte keine Gewissensbisse. Er hatte hier eine brutale Mörderin vor sich. Bevor sie ein noch größeres Unheil anrichtete, mußte er sie stoppen.

»Rosa Beluzzi!«

Sie hörte die Stimme des Inders, ihr wurde plötzlich einiges klar, und

sie duckte sich. Jetzt besaß sie keine Waffe mehr, mußte der Bestie den Befehl geben, doch Mandra hatte den Dolch bereits geschleudert.

Und er traf.

Rosa Beluzzi zuckte in die Höhe. Die Mörderin blieb starr stehen, hielt die Arme gereckt und konnte nicht fassen, daß sie der Dolch in der Körpermitte getroffen hatte. Aschgrau wurde sie im Gesicht, als sie sich langsam drehte, Mandra noch einmal anstarrte und nicht so recht begreifen konnte, was mit ihr geschehen war.

Mandras linke Hand hatte Rosa erwischt, doch sie selbst war härter getroffen worden.

Der Tisch hielt sie auf.

Sie fiel dagegen, rutschte ab und versuchte vergeblich, den Kopf zu drehen und Blickkontakt mit dem Monster zu bekommen. Ihr Gewicht war zu stark, die Kraft nicht mehr vorhanden, so sackte sie zusammen und fiel.

Dicht neben Mandras Füßen blieb ihr Kopf liegen. Die Hände hielt sie gegen die Brust gepreßt, über ihre Lippen drang ein Röcheln, und auf italienisch formulierte sie einen Fluch gegen den Inder…

***

Das alles hatte ich praktisch am Rande gesehen, denn ich mußte mich auf Claudia Corelli konzentrieren. Sie kippte mir genau entgegen.

Ich sah den Dolch in ihrer Brust, das leichenblasse Gesicht erinnerte an das eines Gespensts, und über ihre Lippen floss ein Röcheln. Der Ausdruck auf ihren Zügen – eine Mischung aus Schmerz und Erstaunen – zeigte mir an, daß sie die Lage überhaupt noch nicht begriffen hatte.

Aber ich wußte es.

Bevor sie zu Boden prallen konnte, hatte ich sie abgefangen und legte sie vorsichtig nieder.

Dann zuckte ich hoch, hörte hinter mir Sukos Stimme, kümmerte mich nicht darum, da ich die Bestie sah.

Sie hatte bisher nicht eingegriffen, sondern alles den Menschen überlassen.

Für die Dauer einer halben Sekunde trafen sich unsere Blicke. Sie bohrten sich förmlich ineinander.

Bevor ich noch eingreifen konnte, zuckte das Untier herum. Claudia hatte die Eingangstür nicht geschlossen. Das nutzte die Bestie aus und war gedankenschnell verschwunden.

Ich sah nur den Rücken, dann nichts mehr. Die Dunkelheit der Straße hatte sie verschluckt.

Normalerweise wäre ich der Bestie nachgelaufen, das konnte ich in diesem Moment nicht riskieren. Zuviel war hier geschehen. Es hatte

Verletzte gegeben, um die ich mich einfach kümmern mußte, denn Menschen waren in diesem Augenblick wichtiger.

Vorsichtig legte ich Claudia zu Boden und sah Suko neben mir.

Wir brauchten nicht lange zu reden. Mein Partner hatte mitbekommen, was geschehen war, und er handelte.

»Ich nehme mir das Monster vor!« rief er und war verschwunden.

Ohne meine Antwort abzuwarten, lief er zur Tür und war im nächsten Moment nicht mehr zu sehen.

Ich blieb zurück.

Und hörte das Stöhnen.

Nicht die Wahrsagerin hatte es ausgestoßen, sondern Mandra Korab. Sofort war ich bei ihm, kniete neben ihm und wurde blaß, als ich die linke Hand meines Freundes sah.

Sie schien nur noch aus Blut zu bestehen.

Mandra mußte Schmerzen haben. Er hatte die Lippen zusammen gepreßt, schaute mich verzweifelt an und nahm dann seine rechte Hand zurück, mit der er die linke umklammert hatte.

Jetzt sah ich den Schnitt.

Verdammt, er war durchgegangen.

»Mein Gott«, hauchte ich. »Was ist passiert?«

»Das Messer, John«, ächzte Mandra Korab. »Sie hat mich mit dem Messer erwischt und meine Hand auf den Tisch genagelt. Rosa Beluzzi ist vom Teufel infiziert. Die hat Kontakt mit der Hölle…«

Ich drehte den Kopf und warf einen Blick auf die alte Frau.

Auch sie war getroffen worden. Der Dolch steckte in ihrer Brust.

Darin unterschied sie sich nicht von ihrer Nichte. Tot war sie nicht, denn ich hörte ihren röchelnden Atem, wobei blutige Bläschen vor ihren Lippen zerplatzten. Wahrscheinlich war die Lunge getroffen worden.

Ich zog meine Jacke aus. Dann riß ich das Hemd aus dem Hosenbund, nahm meinen Silberdolch und schnitt einige Streifen ein, die ich der Länge nach auffetzte.

So hatte ich wenigstens einen provisorischen Verband bekommen, den ich um die Hand meines Freundes wickeln konnte.

Ich hoffte, die Blutung stoppen zu können und hob Mandras linken Arm vorsichtig an.

»Gib acht, John!«

»Klar doch, du Tiger. Wir schaffen es schon«, erwiderte ich gepreßt.

Das Hemd war einigermaßen sauber. So gut es ging, wickelte ich Mandras Hand ein. Dabei konnte ich mir noch einmal die Wunde anschauen. Die Klinge schien keine lebenswichtigen Sehnen und Nerven verletzt zu haben, sie war in den Ballen gedrungen und dabei genau in die Furche zwischen Daumen und Zeigefinger. Das müsste Mandra eigentlich überstehen.

»Danke!« keuchte der Inder. »Ich danke dir, John! Die Bestie, sie ist entkommen…«

»Suko kümmert sich um sie.«

»Und du?«

»Ich werde auch die Verfolgung aufnehmen. Wir müssen sie einfach packen, sonst wütet sie noch mehr.«

»Ja, du hast recht…«

»Kann ich dich allein lassen?«

»Und wie. Ich habe bisher alles überstanden, und den Rest überstehe ich auch noch. Geh nur. Es ist alles klar.«

»Wieso?«

»Ich kenne jetzt die Zusammenhänge.« Sein Gesicht verzog sich in die Breite, die Mundwinkel zuckten, das Sprechen bereitete ihm in diesem Moment Mühe, »aber das werde ich dir später berichten, John. Kümmere dich um das Monster!«

»Okay.« Ich stand auf. So eilig ich es auch hatte, ich mußte mich zuvor noch um Claudia Corelli kümmern.

Leichenblass war ihr Gesicht. Sie lag auf der Seite, die Waffe steckte in ihrer rechten Brustseite. Ich hoffte, daß Claudia durchkommen würde, denn tödlich war die Verletzung nicht. Sie durfte sich nur nicht rühren.

Ihr Mund stand offen. Die Augen wirkten unnatürlich groß in dem blassen Gesicht. Sie schaute mich an, wollte etwas sagen, doch dagegen hatte ich etwas.

»Nein, Claudia, nicht jetzt. Bleiben Sie bitte ruhig liegen! Um alles andere kümmere ich mich.«

»Aber ich…«

»Liegenbleiben. Ich werde dafür sorgen, daß Sie in ärztliche Behandlung kommen.«

»Aber das Monster…«

»Hole ich mir auch, ich verspreche es.«

Mit diesen Worten erhob ich mich und verließ das Haus. Die Tür drückte ich hinter mir zu.

In dieser Nacht war alles möglich. Der Unhold von Neapel war durchgedreht, und ich fragte mich, ob wir ihn überhaupt stoppen konnten…

***

Mandra Korab hatte seinen Freund John Sinclair das Zimmer verlassen sehen. Er fühlte sich hundeelend. Nicht nur die Verletzung und deren Schmerzen machte ihm so zu schaffen, auch die Tatsache, daß er hilflos war und nicht in den Kampf eingreifen konnte. Er lag gekrümmt auf dem Boden des Zimmers, während er die Aktivitäten anderen überlassen mußte.

Das war überhaupt nicht nach seinem Geschmack.

Mandra konnte sich zum Glück aufrichten, denn sein rechter Arm war nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Inder war kein Mensch, der untätig herumlag, auch wenn er verletzt war. Er wollte und mußte irgend etwas tun.

Schon während der Bewegung hatte er seinen Blick nach vorn gerichtet und schaute in das Gesicht der schwer verletzten Rosa Beluzzi. Sie hatte es hart erwischt. Mandra hatte sie eigentlich nicht töten und nur ausschalten wollen. In der Eile war es ihm nicht gelungen, so genau zu zielen. Der Dolch war tief in die Brust der Frau hineingefahren, und zwar an der Seite, wo auch das Herz schlug.

Das war die große Tragik.

Mandra drehte sich nach rechts. Er kroch auf Rosa Beluzzi zu, sah ihre geöffneten Augen und entdeckte auch noch das Leben in ihnen. Sie war nicht tot.

Neben ihr blieb Mandra knien. Auf die rechte Hand stützte er sich, die linke war umwickelt. John Sinclair hatte den Verband ziemlich fest angelegt, denn die Wunde blutete stark.

Darauf achtete Mandra im Augenblick nicht. Er hoffte nur, daß die Verletzung so rasch wie möglich genäht werden konnte, aber zuvor mußte ihm diese Frau noch etwas sagen.

Der Inder sprach sie an. »Hören Sie mich, Rosa?«

Ihre Augenlider flackerten. Mehr nicht.

»Bitte«, fuhr Mandra fort. »Sagen Sie es mir. Ich weiß, daß Sie mich hören. Oder können Sie nicht sprechen?«

»Doch«, krächzte sie.

Mandra war beruhigt. »Jetzt weiter«, sagte er mit leiser Stimme.

»Sie wissen Bescheid, wo sich die anderen vier Dolche befinden. Ich muß sie haben. Sagen Sie es mir.«

»Weshalb?«

Jetzt sagte ihr Mandra die reine Wahrheit. »Weil Sie nicht mehr lange zu leben haben.«

Ein leises Lachen drang über ihre Lippen. »Die Hölle wird mich aufnehmen. Ich habe ihr lange genug gedient. Ich gehe mit Freuden, um zu denen zu eilen, die sich im Kreis der ewigen Verdammnis bewegen. Ich habe meine Aufgabe erfüllt.«

»Und ich werde die restlichen Dolche finden!«

»Wie denn?«

»Das wirst du mir sagen.«

»Nein, Inder, nie!«

Mandra war verzweifelt. Bisher hatte er riesiges Glück gehabt, daß er drei der sieben verschwundenen Dolche hatte finden können. Dieses Glück würde ihm nicht immer zur Seite stehen, da war er Realist genug. Er brauchte Informationen. Da die Wahrsagerin Kontakt mit

der Hölle aufgenommen hatte, wußte sie vielleicht mehr. Luzifer hatte ihr zur Seite gestanden, sie vielleicht auch mit Informationen versorgt, und die wollte ihr Mandra hervorlocken.

»Wo sind die anderen Dolche? In der Nähe, oder befinden sie sich woanders? Sagen Sie doch etwas!«

Trotz ihrer Verletzung schaffte es die Frau, ein kicherndes Lachen auszustoßen. »Ich weiß, daß du sie haben willst, aber Luzifer hat dafür gesorgt, daß man sie nicht so leicht findet. Bisher war es einfach gewesen, aber das Schwere steht dir noch bevor. Du wirst es nicht schaffen, Inder.«

»Dann kannst du mir ja sagen, wo ich suchen muß, wenn ich schon bei der Suche sterben soll.«

»Du willst mich reinlegen, Inder!« flüsterte sie.

»Nein, das nicht. Nur nutzt es dir nichts mehr. Sag mir endlich, was mit den vier Dolchen los ist. Wenn ich sie nicht suche, gerate ich auch nicht in die Gefahr, getötet zu werden, und du hast deinen Triumph nicht bekommen.«

»Das ist wahr.«

Diese Antwort war für Mandra Korab ein gewisser Hoffnungsschimmer. Vielleicht hatte er sie bekehrt.

Noch drang Atem aus dem Mund der Sterbenden. Aber er war schwächer geworden und auch röchelnder. Es war zu erkennen, daß sich die Frau nur noch mit letzter Kraft am Leben hielt. Es konnte sich nur noch um Minuten handeln, dann war ihr Faden abgeschnitten.

»Sie sind weit verstreut!« hauchte Rosa Beluzzi. »Auf dieser Welt und doch nicht auf dieser Welt. Die Dolche haben viel bewirkt. Sie brachten es fertig und holten alte Magien oder alte Flüche wieder hervor. Was lange Zeiten geschlafen hatte, wurde durch die Ankunft der Dolche und deren Magie wieder erweckt. So war es mit der Bestie, so wird es mit anderen Dingen sein. Das Grauen ist nicht mehr zu stoppen. Luzifer hat dafür Sorge getragen.«

»Hast du gesehen, wo die Dolche sind?«

Nach dieser Frage verzog sich das Gesicht der alten Frau zu einem hämischen und gleichzeitig wissenden Lächeln. »Ja, ich habe vieles gesehen, sehr viel sogar. Luzifer hatte zu mir Vertrauen. Er gestattete mir einen Blick dorthin, wo er die Dolche…« Ausgerechnet jetzt unterbrach ein Hustenanfall die Worte der Frau. Das Blut sprühte von ihren Lippen, und Mandra spürte die Tropfen im Gesicht. Er wischte sie nicht einmal fort, sondern starrte nur Rosa an.

Würde sie ihm die Informationen liefern, die er so dringend benötigte? Das war die große Frage, auf die er bisher noch keine Antwort bekommen hatte.

Als ein Schüttelfrost den Körper der Frau durchströmte, bekam Mandra Korab einen Schreck. Er glaubte, daß es jetzt aus war, das

jedoch stimmte nicht.

Rosa Beluzzi erholte sich wieder, ihr Blick wurde sogar klar, und über ihre Lippen huschte ein flüchtiges Grinsen.

»Wo, Rosa, wo?«

»Komm näher, Inder!«

Mandra Korab überlegte. War das nun ein Trick? Er wußte es nicht, doch er mußte das Risiko eingehen und beugte sich tief über das Gesicht der Frau, wobei er noch seinen Kopf drehte und das Ohr ihren Lippen entgegenhielt.

»Ich werde dir Hinweise auf die vier anderen Dolche geben, Inder, damit du in dein Verderben rennst. Sie sind an folgenden Stellen verteilt. Hör genau zu…«

Das tat Mandra auch. Selten in seinem Leben hatte er so scharf die Ohren gespitzt, und er bekam Informationen.

Die schwerverletzte Frau redete stockend und gebrochen. Zwei Minuten ungefähr ließ sie sich Zeit. Mandra Korab hörte ihre Worte und hatte das Gefühl, in einen Abgrund versinken zu müssen. Was er da vernahm, war ungeheuerlich. Das konnte er kaum fassen.

Sollten die restlichen vier Dolche tatsächlich dort versteckt sein, war es fast unmöglich, an sie heranzukommen.

»Na, hast du alles verstanden?« flüsterte Rosa Beluzzi.

»Das habe ich.«

»Dann wünsche ich dir viel Spaß bei der Suche. Du wirst dich anstrengen müssen und anschließend einsehen, daß du es nicht schaffst. Wo die vier Dolche liegen, ist bisher kein Mensch hingekommen. Es sind verfluchte Orte. Grausame Stellen, wo das Chaos regiert, und nicht alle befinden sich auf der Erde. Nicht alle. Du wirst vielleicht in die Hölle müssen, und dort sehen wir uns dann wieder, Inder. Aber ich habe dort meinen Platz bekommen, während du in den ewigen Qualen dahinsiechen wirst.« Sie legte eine kleine Pause ein und fuhr erst danach fort. »Ja, so wird es sein. Luzifer gibt mir die große Chance. Ich werde sie mit beiden Händen ergreifen, darauf kannst du dich verlassen. Die Hölle ist nah. Sie ist mein Paradies. Ich spüre es, ich sehe es schon. Der Teufel wartet auf mich. Das Feuer, das ewige Feuer…«

Mandra zuckte zurück.

Das Gesicht der vor ihm liegenden Frau hatte sich auf schreckliche Weise verändert. Es schien eingefroren zu sein. Auf den Zügen zeichnete sich kein Leben mehr ab. Mandra hatte schon Sterbende erlebt, denen man einen Blick in den Himmel gestattet hatte, hier war es genau umgekehrt.

Rosa Beluzzi schaute in die Hölle.

Für sie mußte es ein herrliches Gefühl sein. Wie bei einem normalen Menschen, wenn er die Pforte zum Paradies sieht.

Nur klärte sich ihr Gesicht nicht auf. Das Gegenteil trat ein.

Schatten wanderten über die bleiche Haut und zeichneten ein Muster auf das Gesicht. Woher sie kamen, wußte Mandra nicht, aber Luzifer forderte seinen Tribut. Lange genug hatte ihm diese Frau gedient. Nun holte er sie zu sich.

Die Schatten vermehrten sich.

Sie begannen schneller und hektischer zu tanzen, und Rosa riß den Mund weit auf.

Mandra starrte in eine dunkle Höhle.

Sie war gefüllt.

Rauch drang aus der Mundöffnung. Von graugrüner Farbe und widerlich stinkend.

»Ich komme…«, röchelte die Frau. »Satan und Luzifer, ich werde zu euch kommen …«

Ihre letzten Worte.

Dann hatte die Hölle sie geholt!

Mandra schauderte zusammen, als er in das schreckliche Gesicht der Frau starrte. Es war zu einer grauen Maske geworden. Kein Leben mehr, alles war erstarrt. Der Inder bewegte vorsichtig seine Hand, spreizte die Finger und fühlte über die Haut.

Hastig zuckte er zurück.

Das war keine Haut mehr. Mandras Finger waren über Stein geglitten. Oder ein Material, das mit dem zu vergleichen war.

Er drückte gegen die Stirn.

Und stieß durch.

Plötzlich zerbröckelte die obere Hälfte des Kopfes. In das Loch fielen die einzelnen Stücke hinein, und Mandra stellte entsetzt fest, daß der Schädel innen ausgehöhlt und leer war.

Die Hölle hatte zugeschlagen und ihren Diener geholt. Zurück blieb eine leere Hülle.

Mit einem Ruck zog Mandra den Dolch aus der Brust der Toten und steckte ihn in die Scheide.

Der Toten gönnte er keinen Blick mehr. Sie sah einfach zu schrecklich aus.

Mandra stand auf.

Erst jetzt, als die Anspannung ein wenig nachgelassen hatte, spürte er die Schmerzen wieder. Man schien seinen Arm in glühende Lava getaucht zu haben, und er mußte die Zähne hart zusammenbeißen, um nicht zu stöhnen.

Mandra hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Der Blutverlust hatte ihn geschwächt, so war es für den Schwindel ein Leichtes, den Inder praktisch umzuwerfen.

Zum Glück stand eine Sitzgelegenheit in der Nähe, auf die sich Mandra fallen ließ.

Er wußte, daß nur ein Teil der Auseinandersetzung abgeschlossen war. Das Monster irrte nach wie vor durch die dunklen, engen Gassen der Altstadt, wobei sich die Frage stellte, ob John und Suko es überhaupt stoppen konnten.

Sein Blick fiel auf Claudia Corelli.

Hoch in ihrer rechten Brustseite steckte der Dolch. Der Griff glühte, als wäre er mit Feuer gefüllt. Das Gesicht der jungen Frau wirkte bleich wie ein Leichentuch. Ein krasser Gegensatz der Farben.

Zunächst bekam Mandra einen Schreck. Als er näher hinschaute, stellte er fest, daß Claudia noch lebte. Ihre Brust hob und senkte sich unter den flachen Atemzügen.

Also bestand Hoffnung.

Die im nächsten Augenblick zerstört wurde. Irgendwie mußte es sich herumgesprochen haben, daß in dem Haus der alten Beluzzi etwas geschehen war, denn von außen rammte jemand die Tür auf.

Bevor Mandra sich vorsah, stürmten vier Männer in das Haus.

Er hatte sie schon auf dem Schiff gesehen, und ihr Anführer war dieser Marcello, Freund und Leibwächter der Claudia Corelli.

Die Kerle sahen die Frau am Boden, entdeckten auch das Messer und zogen blitzschnell ihre Waffen.

Ein jeder hatte begriffen, denn die Eindringlinge richteten die Mündungen auf den regungslos dasitzenden Inder.

Aus kalten Augen starrten sie ihn an. »Ich glaube, wir haben etwas nachzuholen!« flüsterte Marcello mit leiser Stimme. »Was wir auf dem Schiff versäumt haben, werden wir gleich hier erledigen, du verdammter Mörder…«

***

Ich traf Suko am Ende der Straße, wo es zu dem kleinen Brunnen hochging, und mein Freund schüttelte den Kopf, als er die Dunkelheit verließ. »Tut mir leid, John, nichts.«

»Auch keine Spuren?«

»Nein.«

Sollte es denn tatsächlich möglich sein, daß uns dieses verfluchte Untier entkam? Alles hatten wir eingesetzt, doch die Zeit, die uns die falsche Spur zum Friedhof gekostet hatte, konnten wir nicht mehr ausgleichen.

Ich konnte nichts mehr vorschlagen. Wir kannten die Gegend nicht, wir besaßen keinerlei Befugnisse, und auch der örtlichen Polizei würde es nicht gelingen, das Viertel so abzuriegeln, wie es eigentlich sein sollte.

Suko deutete mit dem Daumen nach unten. »Ich weiß doch, daß die Schmuggler ihre Verstecke in den Höhlen und Gängen unterhalb der Stadt haben. In dem Labyrinth kann der Unhold immer entkommen.

Da reicht auch keine Hundertschaft der Polizei.«

Ich war anderer Meinung. »Im Prinzip hast du recht, Suko, aber du vergißt die Motive des Monsters.«

»Wieso?«

»Liegt doch auf der Hand, Alter. Was sollte das Monstrum denn mit einer Flucht bezwecken? Nichts, es will töten, es will Menschen, und es will uns vernichten.«

Der Inspektor schaute mich an. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, gehst du davon aus, daß es sich noch in der Nähe befindet und nicht unter uns.«

»Genau.«

»Dann suchen wir weiter.«

»Wo hast du denn schon überall geschaut?«

Suko winkte ab. »In der Nähe des Brunnens. Ich hatte einfach das Gefühl, daß es nach links gelaufen ist, als es das Haus verließ. Wenigstens glaubte ich, einen Schatten gesehen zu haben.«

»Und wo noch?«

Der Chinese deutete in die Runde. »Ich habe in die Winkel gesehen, in die Gassenöffnungen…«

»Bist du auch in die Häuser gegangen?«

»Nur in zwei.«

Ich nickte. Ich hätte ebenso reagiert. Diese engen Bauten waren praktisch feindliches Gebiet. Man würde uns mit allem empfangen, nur nicht mit Freudengesängen, sondern mit Messern und Pistolen, denn dieses Viertel war verrufen. Sicherlich beobachteten uns auch jetzt zahlreiche Augenpaare, und meine Blicke glitten unwillkürlich an den schmalbrüstigen Hauswänden entlang und tasteten auch über die Rechtecke der düsteren Fensterlöcher.

Manchmal glaubte ich, Bewegungen zu sehen. Wahrscheinlich hatten es mir meine überreizten Nerven nur vorgegaukelt.

Suko warf einen Blick in die andere Richtung. Er schaute die Straße hinab, wo auch das Haus der Rosa Beluzzi lag.

»Verdammt, John, da ist was!« flüsterte er scharf.

»Wo?«

»In der Straße. Schatten.« Er schaute mich an. »Bleib du hier, ich sehe mal nach.«

»Okay.«

Es konnte durchaus sein, daß wir es mit mehreren Gegnern zu tun bekamen. Einmal mit dem Unhold, zum anderen mit den Menschen, die hier in den Häusern wohnten.

Ich blieb zurück, sah Suko verschwinden und eintauchen in das geheimnisvolle Dunkel nahe der Hauswände.

Ich trat zwei Schritte zurück und stieß gegen den breiten Rand des Brunnens.

Die Bewegung schreckte mich auf, deshalb drehte ich mich, schaute zwangsläufig in den Brunnen hinein – und sah die Kralle.

Blitzschnell schoß sie aus der Tiefe hoch und zielte auf meine Kehle…

Suko überkam ein ungutes Gefühl. Er hatte die einzelnen Schatten zwar nicht genau nachzählen können, war aber ungefähr auf die Zahl vier gekommen. Und diese Schatten näherten sich dem Haus, in dem auch Rosa Beluzzi wohnte und in dem Mandra Korab allein zurückgeblieben war.

Wahrscheinlich gehörten die Leute zu La Banditas Leuten. Wenn sie in das Haus eindrangen und sahen, was da geschehen war, mußten sie zwangsläufig die falschen Schlüsse ziehen.

Sicherlich gaben sie Mandra die Schuld an diesem Ereignis und würden falsche, gefährliche Schlüsse ziehen.

Davor wollte Suko den Inder bewahren.

Der Chinese besaß die Gabe, sich beinahe lautlos zu bewegen, auch beim Laufen.

Der Weg war nicht sehr weit. Suko erreichte schon bald das betreffende Haus, sah die Tür und erkannte auch, daß sie nicht geschlossen war, sondern spaltbreit offen stand.

Für ihn ideal!

Suko lauschte, denn sehen konnte er nichts. Und er vernahm eine Stimme, die er bereits auf dem Fischkutter gehört hatte. Die Stimme gehörte einem gewissen Marcello, der sich sehr um La Bandita gekümmert hatte. Wenn der Claudia liegen sah, würde er durchdrehen.

Sein Englisch klang hart und auch gebrochen, als er gegen Mandra die Drohung aussprach.

»Siehst du dieses Messer, Killer? Damit schlitze ich die Bäuche von meterlangen Fischen auf. Diesmal aber nehme ich es für deine Kehle, du Hund!«

Suko hatte seine Beretta gezogen. Er wußte, wie sehr die Lage buchstäblich auf des Messers Schneide stand, hörte noch Mandras Stimme, verstand jedoch nicht, was der Inder sagte, denn in diesem Augenblick rammte Suko mit einem Fußtritt die Tür auf, und der scharfe Klang seiner Stimme peitschte durch das Zimmer. »Wer sich rührt, wird erschossen!«

Die Kralle war schnell. Verdammt schnell sogar. Zwar zuckte ich zurück, sie erwischte mich trotzdem. Zum Glück nicht an der Kehle, denn die hätte sie mir aufgefetzt. So wurde nur meine Jacke getroffen und auch noch Teile von meinem Hemd, wobei auch der Rest zerstört wurde.

Aber ich kam weg. Das war am wichtigsten, so hatte ich Zeit, meine Waffe zu ziehen.

Das Monster schoß förmlich aus dem Brunnen in die Höhe. Als es den Rand überwand, hatte ich das Gefühl, daß es sich überhaupt nicht aufzustützen brauchte.

Im Halbkreis flog es auf mich zu.

Ich hatte mich auf der leicht abschüssigen Fahrbahn breitbeinig aufgebaut, hielt die Beretta in der rechten Hand und drückte ab.

Zweimal donnerte die Waffe auf. Mündungsblitze zuckten, die Kugeln hieben gegen die schuppige Brust, blieben auch stecken, aber die Bestie war so nicht totzukriegen. Zwar stoppten die Geschosse sie für eine Weile, doch sie konnte sich wieder fangen, um erneut anzugreifen.

Ich hatte meine Position längst gewechselt, war wieder in die Nähe des Brunnens gelangt und drehte ihm den Rücken zu. Kugeln waren zu schwach, vielleicht reichte das Kreuz.

Ich streifte blitzschnell die Kette über den Kopf und hielt jetzt das Kreuz in der Hand.

Der große Kampf zwischen Gut und Böse. Wie so oft entbrannte er, und das Monstrum vergaß seinen Angriff.

Es blieb still stehen!

War es allein durch den Anblick des Kreuzes gebannt? Ich rechnete stark damit, denn dieses Monstrum war ein Geschöpf der Hölle. Und die Hölle war der Todfeind des Guten, was mein Kreuz wieder einmal dokumentierte.

Ich schaute in das Gesicht.

Es war eine Fratze aus menschlichen und den Zügen eines Werwolfs. Das große Ohr an der rechten Seite bewegte sich hektisch, der fischartige Krallenarm zitterte, und das Maul öffnete sich in einem unregelmäßigen Rhythmus.

»Komm her!« flüsterte ich.

Es rührte sich nicht. Als hätte ich es hypnotisiert, so starrte es mein Kreuz an, das ein mattes Leuchten zeigte. Dann beugte sich die Bestie nach vorn, preßte ihre Krallenhände gegen den Magen, als hätte sie dort starke Schmerzen, und aus dem Maul rann plötzlich der gelbliche Geifer, der in dicken Tropfen zu Boden klatschte.

Als hätte es einen Schlag bekommen, so wurde es plötzlich durchgeschüttelt, warf den Kopf zurück, und aus seinem Maul drang ein Laut, wie ich ihn selten gehört hatte.

Es war eine Mischung aus Heulen und Schreien.

Das Schreien gehörte zu einem Menschen, das Heulen stammte von einem Werwolf.

In dieser Schreckensgestalt wohnten zwei Personen, Mensch und Bestie. Ich mußte indes die Bestie töten, denn der eigentliche Mensch war ja schon tot.

Noch zwei Schritte.

Übergroß mußte dem Monstrum das Kreuz in meiner Hand erscheinen. Es hatte nur Blicke für dieses christliche Symbol und nahm noch einmal alle Kraft zusammen.

Es warf sich auf dem Absatz herum, um zu fliehen. Irgendwie kam mir die Bewegung langsamer vor als sonst, und ich sollte mich auch nicht getäuscht haben.

Nach drei Schritten schon rann die Kraft aus dem Körper der Bestie. In den Knien knickte sie ein, warf noch die Arme hoch, aber sie konnte sich nicht mehr halten.

Am Beginn der Gasse torkelte das Monster und drehte sich spiralförmig dem Boden entgegen.

Ich ging auf den Unhold zu.

Noch einmal wälzte er sich auf den Rücken. Schon jetzt war er, der soviel Schrecken verbreitet hatte, fast hilflos.

Ich wollte seine Vernichtung.

Neben dem Monstrum blieb ich stehen. Die Kette hielt ich mit zwei Fingern fest, dann löste ich den Griff, und das Kreuz fiel genau zwischen den Pranken des Monstrums nach unten.

Ein Volltreffer!

Nicht ein Schrei drang aus dem Maul.

Vor meinen Augen verwandelte sich das Untier. Das Monsterhafte trat zurück, die Schuppen verschwanden ebenso wie die Krallen, und wenig später lag auf der dunklen Gasse vor mir die Leiche eines halbverwesten Mannes.

Ugo Corelli!

Ihn gab es noch, den Unhold von Neapel nicht mehr!

Die vier Männer hatten sich umgedreht, schauten in die Mündung der Beretta und standen mit erhobenen Händen vor dem Chinesen, der sie nicht aus den Augen ließ.

Suko hatte sie wirklich voll überrascht. Und er bekam durch mich Verstärkung.

Selbstverständlich zog ich sofort meine Waffe, als ich die Szene sah. Jetzt hatten die vier erst recht keine Chance.

So konnte es natürlich nicht weitergehen, deshalb sprach ich mit ihnen und erklärte den Leuten, daß es das Monster nicht mehr gab.

Sie wollten zunächst nicht glauben, bis ich Hilfe von La Bandita bekam.

Sie meldete sich vom Boden her. Da es still war, konnten wir ihre Stimme genau verstehen, und sie sagte ihren Männern auch, dass wir an ihrer schweren Verletzung unschuldig waren.

Das sahen die Leute ein.

Als ich von der Polizei sprach, zuckten sie noch mal hoch, doch wir hatten nichts dagegen, daß sie den Raum verließen.

Im Schlafzimmer fanden wir versteckt ein Telefon. Suko alarmierte

die Beamten, während ich bei Mandra kniete, dessen Gesicht kalkblass war.

»Meine Hand, John, verdammt, jetzt kann ich nicht mehr weitermachen.«

»Keine Sorge, mein Freund, du schaffst es schon. Eine Woche im Krankenhaus, man wird die Wunde nähen, dann ist alles wieder okay.«

»Das sagst du nur so.«

»Nein, so meine ich es.«

Mandra Korab winkte mich näher heran. »Ich habe einiges erfahren können, John. Rosa Beluzzi hat es mir gesagt. Ich weiß, wo sich die vier restlichen Dolche befinden.«

Wie elektrisiert war ich. »Mensch, Mandra, rede!«

»Später vielleicht. Laß mich erst ein wenig ausgeruht sein. Nur soviel sei gesagt, wir können uns auf etwas gefaßt machen.«

Das nahm ich ihm gern ab.

Später kam die Polizei, auch ein Krankenwagen quetschte sich durch die enge Gasse. Scheinwerfer erhellten sie. Wir unterhielten uns mit einem hohen Polizeikommissar, den wir schon vor unserer kleinen »Seefahrt« kennen gelernt hatten.

Für ihn zählte allein, daß der Unhold erledigt war. Die Hintergründe wollte er nicht wissen.

Das konnte uns nur recht sein.

Am Nachmittag des nächsten Tages unternahmen wir zwei Krankenbesuche. Zunächst bei Claudia Corelli. Sie hing noch am Tropf.

Wie uns der Arzt versicherte, würde sie aber durchkommen. Ich nahm ihr das Versprechen ab, mit dem Banditenunwesen aufzuhören.

Ob sie es halten würde, wußte ich nicht.

Dann kam Mandra an die Reihe. Seine Hand zierte ein weiß leuchtender Verband. Ein wenig gequält verzog er das Gesicht.

»Man hat mir gesagt, daß ich über eine Woche hierbleiben muß.«

»Ist auch besser so«, sagte Suko.

»Was sagst du?«

»Ja, es ist gut, denn wir bringen dir beim nächsten Krankenhausbesuch den vierten Dolch mit.«

»Vorausgesetzt, du sagst uns, wo wir ihn finden können«, fügte ich noch hinzu.

Das tat Mandra auch. Und er erzählte noch mehr. Wir erfuhren die Hintergründe des Falles, den man mit der Überschrift die Bestie von Neapel zu den Akten legen konnte.

Wir aber konzentrierten uns bereits auf den nächsten.

Der würde uns nach Deutschland führen. Und zwar auf eine Insel in der Nordsee.

Die Insel hieß Sylt, und dort sollte sich angeblich der vierte Dolch befinden.

»Und wenn wir ihn gefunden haben, Mandra«, sagte ich.

»Bringen wir ihn dir als Weihnachtsgeschenk mit.«

Mandra lächelte nur schmal. »Der große Buddha möge deinen Optimismus erhalten, John Sinclair…«

ENDE